

**ROMBACH WISSENSCHAFTEN · REIHE LITTERAE**

herausgegeben von Gerhard Neumann und Günter Schnitzler

**Band 93**

Doerte Bischoff  
Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.)

# **Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit**

Studien zum Verhältnis von Rhetorik  
und Geschlechterdifferenz

## Einleitung

### Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit

#### *Register der Rhetorik: Ein weibliches Medien-Duell*

Im Juni 2001, wenige Wochen vor der Tagung, die dieser Band dokumentiert, traten im deutschen Fernsehen zwei Frauen auf, deren Zusammentreffen bereits Wochen zuvor von den Medien intensiv vorbereitet und kommentiert worden war. Auf ein »TV-Duell« der besonderen Art hatte man die ZuschauerInnen eingestimmt, die ihr Interesse denn auch durch hohe Einschaltquoten bekundeten. Was machte die Begegnung von Alice Schwarzer und Verona Feldbusch in einer Talkshow zu einem solchen Medienereignis?<sup>1</sup> Was stand in diesem Duell auf dem Spiel, in dem es offensichtlich nicht um die Entscheidung für oder gegen eine Regierung ging wie etwa in dem ebenfalls traditionell als Duell inszenierten amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf oder in den nach diesem Vorbild auch in Deutschland erstmals veranstalteten TV-Duellen zwischen Gerhard Schröder und Edmund Stoiber vor der Bundestagswahl 2002? In allen Fällen, so viel ist klar, war lediglich in einem metaphorischen Sinne von einem Duell die Rede, insofern als in dem medial in Szene gesetzten Schlagabtausch<sup>2</sup> ausschließlich der Einsatz rhetorischer Mittel erlaubt war und zählte. Die Übertragung der Figur des Duells auf eine Konfrontation zweier Frauen ist aber dennoch bemerkenswert. Waren doch Duelle in der westlichen Kulturgeschichte eine fast definitionsgemäß männliche Angelegenheit, indem sie geradezu als Prüfstein männlicher Ehre und In-

1 Vgl. Reinhard Mohr, »Punktsieg für Pumps«, Der Spiegel 27/2001, 2.6.2001 (<http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,143827,00.htm>): »Es war ein Showdown eigener Art, ein Fernsehereignis, ein Zeitdokument«.

2 In der Berichterstattung war u. a. auch vom »verbalen Schlammschlachten« (Mohr, »Punktsieg für Pumps«) sowie von einer »Redeschlacht« und einem »hitzige[n] Wortgefecht« die Rede (letztenannte Zitate: Gudrun Eussner / Philosophischer Salon, Berlin). Vgl. »Schwarzer gegen Feldbusch! Zum ZDF-TV-Duell Lustig gegen Traurig«, [www.kalasschmikow.de/de/txt/2001/eussner25.html](http://www.kalasschmikow.de/de/txt/2001/eussner25.html); Dorit Koch/dpa, »Frauengipfel im ZDF: Verona wollte Spaß, Alice diskutieren« (29.6.2001), [www.tiscali.de/ente/ente\\_center\\_verona.1917593.html](http://www.tiscali.de/ente/ente_center_verona.1917593.html)).

tegrität galten. Zwar konnte es in einem von Männern ausgefochtenen Duell durchaus auch um die Wiederherstellung weiblicher Ehre gehen, Frauen selbst jedoch kamen als aktive Verfechterinnen ihrer eigenen sozialen Geltung nicht in Betracht.<sup>3</sup> Vielmehr setzte das Duell als kulturelles Ritual der Selbstbehauptung immer schon die Abgrenzung gegenüber nicht-satisfaktionsfähigen sozialen Gruppen und insbesondere gegenüber Frauen voraus. Während des 19. Jahrhunderts diente die angebliche »Fehdeunfähigkeit« der Frauen Juristen und Staatsmännern zudem immer wieder als Begründung, Frauen die Anerkennung der gleichberechtigten Staatsbürgerschaft zu verwehren.<sup>4</sup> Indem das Argument einen engen Zusammenhang von Kampf und Politik behauptet, der sich über die beiden unterstellte agonale Logik der Selbstbehauptung herstellt, erscheinen Frauen gleichsam naturgemäß von allen Formen rhetorischer Selbstdarstellung und Repräsentation ausgeschlossen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob ein TV-Duell im deutschen Wahlkampf auch inszeniert worden wäre, hätte Angela Merkel sich zuvor als Kandidatin gegenüber Edmund Stoiber durchgesetzt. Mutmaßungen darüber sowie über die Frage, ob ihre Niederlage bereits damit zu tun hatte, daß sie als potentielle Herausforderin und »Duellantin« einfach nicht vorstellbar war, sind freilich spekulativ. So bleibt vorerst nur der Befund, daß sich die Figur des Duells auf der politischen Bühne vor allem dort großer Beliebtheit erfreut, wo das klassische Schema gegeneinander antretender männlicher Kandidaten als fairer Zweikampf unmittelbare Evidenz zu besitzen scheint. Demgegenüber bleibt die Bezeichnung »Duell« für Auseinandersetzungen zwischen Männern und Frauen oder, wie hier, zwischen Frauen, offenbar noch immer auf andere öffentliche Bühnen beschränkt, die historisch und politisch ein weit weniger klar definiertes Terrain der Selbstbehauptung und Repräsentation darstellen, auch und gerade wenn wie hier von einem »Frauengipfel« die Rede ist.<sup>5</sup> Im

3 Vgl. hierzu Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1995, 264–286; Michael Ott, Volker Pantenburg, »One on one. Figuren des Duells«, in: Doerte Bischoff, Joachim Frenk (Hg.), Sprach-Welten der Informationsgesellschaft. Perspektiven der Philologie, Münster 2002, 165–177.

4 Vgl. Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek b. Hamburg 1990, 58.

5 Vgl. den Titel des schon zitierten, von vielen anderen Medien übernommenen oder zugrundegelegten dpa-Artikels von Dorit Koch (»Frauengipfel im ZDF: Verona wollte Spaß, Alice diskutieren«) sowie Kerstin Decker, »Gipfel der Weiblichkeit«, Tagesspiegel Online, 30.6.2001, ([www.2.tagesspiegel.de/archiv/2001/06/29/ak-dr-447884.html](http://www.2.tagesspiegel.de/archiv/2001/06/29/ak-dr-447884.html)). Hier ist auch vom »Gipfeltreffen der deutschen Weiblichkeit« die Rede.

Rahmen des Wahlkampf-Duells spielten Frauen, in diesem Fall Sabine Christiansen und Maybrit Illner, lediglich als Moderatorinnen eine Rolle, die anschließend charakteristischerweise dafür gelobt wurden, daß sie nicht sich selbst dargestellt, sondern durch ihr Engagement die Dynamik der Diskussion befördert hätten.<sup>6</sup> Demgegenüber wurde im Anschluß an jene Talkshow, in der das Duell zwischen Schwarzer und Feldbusch stattfand, vielfach bemerkt, daß der Moderator gerade nicht in der Lage gewesen sei, die Redebeiträge der Diskutantinnen inhaltlich zu beeinflussen oder zeitlich zu begrenzen.<sup>7</sup> Zufall oder nicht, offenbar handelte es sich hier um ein weit weniger perfekt eingespieltes Ritual mit weniger vertrauten Rollenzuschreibungen. Dies bedeutete jedoch keineswegs, daß das Rededuell der beiden Frauen aus rhetorischer Perspektive unengagiert oder belanglos gewesen wäre. Im Gegenteil wurden in der Konfrontation der kritischen intellektuellen und streitbaren Feministin Schwarzer und des um 25 Jahre jüngeren Medienstars und Sexsymbols Feldbusch alle Register rhetorischer Inszenierung gezogen. Daß die Show trotz des großen Medienechos nicht in ähnlicher Weise wie etwa das Kanzler-Duell Berufsrhetoriker auf den Plan rief, die dort sowohl vorbereitend eingriffen wie auch anschließend analysierten und kommentierten, mag wiederum daran liegen, daß deren Inhalte und Besetzung nicht als klassisch im Sinne einer rhetorischen Analyse wahrgenommen wurden. Stattdessen konnte man in einigen Zeitungen später von einem unterhaltsamen »Weiberzank« lesen,<sup>8</sup> eine Formulierung, die, indem sie den Topos der zänkischen und geschwätzigen Frau aufruft, geradezu das Gegenbild einer geregelten und gelehrten, implizit männlichen Rhetorik evoziert. Wird damit die rhetorische Relevanz der Auseinandersetzung heruntergespielt, so läßt sich dies jedoch selbst als rhetorische Distanzierung dessen auffassen, was in diesem ungewöhnlichen Duell auf dem Spiel stand bzw. zutage trat. In mancher Hinsicht nämlich legte die Veranstaltung offen, was von einer offiziellen, politischen Rhetorik immer noch ausgegrenzt und verschwiegen wird. Wenn etwa der Auftritt Verona Feldbuschs, die ihr De-

6 So der Medienwissenschaftler Jo Groebel in einem Interview von tacheles02, [www.politik-digital.de/salon/transkripte/groebieb.shtml](http://www.politik-digital.de/salon/transkripte/groebieb.shtml).

7 Vgl. Spiegel Online, 29.6.2001, wo es in der Unterzeile hieß: »Den Fight kämpften die Frauen unter sich aus. Den einzigen Mann in der Sendung, Moderator Johannes B. Kerner, ließen Feldbusch und Schwarzer kaum zu Wort kommen.« Oder den genannten dpa-Artikel, wo es heißt: » – da verschlug es Moderator Johannes B. Kerner die Sprache.« [www.spiegel.de/panorama/0,1518,142318,00.html](http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,142318,00.html).

8 Vgl. etwa Mohr, »Punktesieg für Pumps« (Der Spiegel 27/2001).

kolleté und überhaupt ihren Körper offensichtlich als Argument einzusetzen versuchte, in einem Kontext, in dem es um die Demonstration politischer Verantwortung und individueller Glaubwürdigkeit geht, kaum vorstellbar gewesen wäre, so verweist dies auf den traditionell prekären Zusammenhang von Repräsentation und Geschlecht. Denn während die Glaubwürdigkeit des politischen Subjekts klassischerweise gerade an die Vorstellung geknüpft ist, daß Körper und Aussehen keine prominente Rolle spielen, so korrespondiert sie zugleich unausgesprochen mit der operativen Verknüpfung von männlichem Logos und weiblicher Körperlichkeit. Der weibliche Einsatz des Körpers, noch dazu in einer Weise, in der er nicht im Sinne klassischer *actio*-Strategien das Gesagte dezent unterstützt, sondern selbst die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist vor diesem Hintergrund nicht unproblematisch, denn er riskiert unweigerlich, daß die Frau aus dem Rahmen jener Repräsentationsordnung fällt, innerhalb derer sich Subjekte konstituieren können. Als bloßes Körperzeichen wird sie in diesem Moment zum Anderen dieser Ordnung, das nicht dem eigenen Begehren, sondern dem der männlichen Subjekte einen Körper gibt. Im Falle von Verona Feldbusch ist diese Logik unschwer nachzuvollziehen und die Kritik Alice Schwarzers daran, daß sie lediglich das verfügbare »Weibchen«<sup>9</sup> gebe, einleuchtend. Allerdings wurde im Laufe der Auseinandersetzung auch deutlich, daß Subjekt und Objekt der Rede keineswegs immer klar voneinander getrennt werden konnten. Feldbusch etwa punktete (auch bei Zuschauerinnen) keineswegs nur, indem sie ihren Körper sprechen ließ, sondern vor allem dadurch, daß sie die herabsetzend gemeinte Fremdzuschreibung als Selbstbestimmung fröhlich-affirmativ wiederholte: »Aber ich bin doch das Weibchen«.<sup>10</sup> In der ironischen Wiederholung aber ist die Möglichkeit einer Ich-Konstitution angelegt, die nicht auf eine vordiskursive Identität Bezug nehmen muß, sondern sich gerade im Spiel mit kulturellen (Geschlechter-)Bildern behauptet. »Kunstprodukt« zu sein, wie Schwarzer Feldbusch vorwarf, muß in dieser Perspektive, die offenbar von vielen ZuschauerInnen geteilt wurde, kein Makel sein, sondern kann unter bestimmten Umständen sogar auf eine Souveränität im Umgang mit Bildern und Projektionen hindeuten, die dem strikten Festhalten an der Unterscheidung von Sein und Schein, wahren und entfremdetem Selbst überlegen sein kann (»Ich bin, was ich darstel-

9 Mohr, »Punktsieg für Pumps«.

10 Mohr, »Punktsieg für Pumps«.

le.«<sup>11</sup>). Dabei ist natürlich die besondere Situation, in der sich Feldbusch der Kritik einer Feministin ausgesetzt sah, die sie als fremdbestimmt und unemanzipiert klassifizierte, zu berücksichtigen. Gerade die Konfrontation dieser so unterschiedlichen Frauen, so scheint es, provozierte jene ironische Brechung und machte als rhetorische Strategie kenntlich, was als bloße Verkörperung einer Männerphantasie erscheint. Diese besondere Situation provozierte auch das Spiel mit der Körper-Geist-Dichotomie, deren schlechterstereotype Zuordnung auf dieser Bühne, wo lediglich weibliche Kandidatinnen für die Positionen von »brain« bzw. »body« zur Verfügung standen,<sup>12</sup> notwendig ihre Evidenz verlieren mußten. Wenn man dieses Duell nicht einfach nach seinem Unterhaltungswert beurteilt, sondern, wie wir es hier vorschlagen, daraufhin analysiert, inwiefern in ihm aktuelle Möglichkeiten und Widersprüche weiblicher öffentlicher Rede und Selbstdarstellung zum Ausdruck kommen, stellt sich die Frage, wie sich Repräsentation und Performativität hier zueinander verhalten. Ist Feldbusch auf Seiten der Performanz, der spielerischen Aneignung und (zumindest implizit möglichen) Transformation von Weiblichkeitsbildern und Schwarzer demgegenüber auf Seiten der Repräsentation, insofern sie als Repräsentantin der Frauen auftritt und argumentativ einen bestimmten Begriff von Weiblichkeit gegenüber medialen Zurichtungen des Weiblichen zu profilieren versucht? Für diese Gegenüberstellung spricht der Vorwurf Feldbuschs an Schwarzer, diese erhebe stets Anspruch, »für alle Frauen«<sup>13</sup> zu sprechen, womit sie die Differenzen innerhalb dieser nur vermeintlich homogenen Gruppe, Differenzen zwischen den Generationen etwa, unterschläge. Sie dagegen sei in allen ihren Inszenierungen allein sie selbst. Für eine solche Zuordnung spricht auch, daß Schwarzer Feldbusch vorwarf, durch ihre Show Frauenbilder zu bedienen, welche die historische Unterordnung von Frauen dadurch perpetuieren, daß sie die Gewalt und Verdinglichung, zu der sie einladen, verharmlosen oder leugnen. So provozierten sie gerade junge Frauen zur Nachahmung – mit fatalen Konsequenzen. In ihrem ideologiekritischen Impuls zielt diese Argumentation auf die Entlarvung einer falschen, weil lediglich einem partikularen (männlichen) Interesse dienenden Repräsentation von Weiblichkeit. Implizit setzt sie damit die Möglichkeit einer »richtigen«, nicht-re-

11 Feldbusch, zit. nach Mohr, »Punktsieg für Pumps«.

12 Nachdem die Bild-Zeitung die Begegnung mit als »Brain trifft Body« angekündigt hatte, wurde dies von fast allen anderen Medien aufgegriffen.

13 Spiegel Online – 29.6.2001.

pressiven Repräsentation des Weiblichen. Doch so unterschiedlich die jeweiligen Argumentations- und Darstellungsweisen zunächst schienen, so trat doch auch Feldbusch ausdrücklich als Repräsentantin einer Generation und Lebensform auf, während zugleich deutlich wurde, daß Schwarzzer, die als öffentliche Figur zweifellos eine singuläre Rolle spielt,<sup>14</sup> ihre Auftritte durchaus medial in Szene zu setzen versteht.<sup>15</sup> Die angesprochenen Rede-Duelle (mit männlicher und mit weiblicher Besetzung) führen vor Augen, daß im Medienzeitalter rhetorische Kompetenz und Inszenierung eine neue Bedeutung erhalten, die den engeren Bereich des Politischen überschreitet und dabei auf dessen herkömmliche Grenzen aufmerksam macht.

#### *Diskursmacht Rhetorik – Rhetorizität des Subjekts*

Die Frage nach dem Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz ist überaus komplex und ruft zwei bislang relativ unvermittelte Forschungskontexte auf: zum einen die Rhetorikforschung, die den öffentlichen Redeauftritt in seiner traditionellerweise mit Politik und Macht verbundenen Wirkmächtigkeit analysiert, und zum anderen die Genderforschung, die versucht, die unterschiedlichen Bedingungen der Repräsentation von Männern und Frauen in der kulturellen Ordnung zu beschreiben – »Repräsentation« verstanden im politisch-stellvertretenden Sinn, aber auch im Blick auf die ästhetisch-symbolische Darstellung und Wahrnehmung, das sog. »Bild« der Geschlechter. Die beiden Perspektiven, die rhetorische und die genderkritische, werden im folgenden zunächst getrennt voneinander dargestellt, bevor sie im Anschluß daran aufeinander bezogen werden. Grundlegend für diese Engführung ist die Überzeugung, daß die rhetorische Fundierung der abendländischen Kultur von einer bislang nicht hinreichend erkannten geschlechtertheoretischen und -politischen Relevanz ist.

14 Vgl. Feldbuschs Strategie, die Rede Schwarzzer als spezifische Rolle innerhalb eines Spiels weiblicher Identitäten zu klassifizieren und damit als repräsentatives Sprechen im Namen aller Frauen zurückzuweisen: »Sie sind eine Vorzeige-Emanze und ich nehme auch gern die Barbie-Karte« (Spiegel-Online 29.6.02).

15 Von den Medien wurde die Mitteilung einer Mitarbeiterin der Show zu Beginn, »Frau Feldbusch ist schon fertig, aber Frau Schwarzzer ist noch in der Maske«, ausdrücklich hervorgehoben. Vgl. Koch: Frauengipfel im ZDF (dpa).

Rhetorik gilt im landläufigen Verständnis als »suspekt« im Sinne von »nur rhetorisch oder »bloßer« bzw. »reiner« Rhetorik. Sie erscheint als »äußerlich«, als »Blendwerk«, als eine Kunst des Scheins, die das »Eigentliche«, »Wahre« und »Authentische« verstellt und korrumpiert. Friedrich Nietzsche faßt dieses geläufige Negativbild der Rhetorik folgendermaßen zusammen: »Rhetorisch nennen wir einen Autor, ein Buch, einen Stil, wenn ein bewußtes Anwenden von Kunstmitteln der Rede zu merken ist, immer mit einem leisen Tadel. Wir vermeinen, es sei nicht natürlich u. mache den Eindruck des Absichtlichen.«<sup>16</sup> Das schlechte Image des Rhetorischen wurde wesentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etabliert, als es im Zuge der aufkommenden Genieästhetik zur Ausprägung einer neuen Leitdifferenz, derjenigen einer positiv besetzten »Natürlichkeit« auf der einen und einer nunmehr kritisch gesehenen »Künstlichkeit« auf der anderen Seite, kam. Waren etwa die vorausgegangenen Poetiken der Frühen Neuzeit, des Barock und der Frühaufklärung präskriptive Regelpoetiken gewesen, die sich an zumeist antiken Vorbildern orientierten, setzte sich nun die Auffassung durch, daß das Genie keiner Regeln bedürfe und nur aus sich selbst schaffe. Originalität und unverstellte Natürlichkeit stellten die neuen Wertmarkierungen dar, die im Bereich der Kunstkritik vielfach bis heute Gültigkeit beanspruchen. Berühmt und entsprechend viel zitiert ist Immanuel Kants negatives Urteil über die Rhetorik in der *Kritik der Urteilskraft*:

Ich muß gestehen: daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, welche die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urteile zu bewegen versteht, das im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. Beredtheit und Wohredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst (ars oratoria) ist, als Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut sein, als sie wollen), gar keiner Achtung würdig. Auch erhob sie sich nur, sowohl in Athen als in Rom, zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkart erloschen war. Wer, bei klarer Einsicht in Sachen, die Sprache nach deren Reichtum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und, bei einer fruchtbareren Darstellung seiner Ideen tüchtigen Einbildungskraft, lebhaften Herzens-

<sup>16</sup> Friedrich Nietzsche, Vorlesungsaufzeichnungen (WS 1871/72 – WS 1874/75), bearb. v. Fritz Bornmann und Mario Carpiella, Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. II.4, Berlin, New York 1995, 425.

antile am wahren Guten nimmt, ist der *vir bonus dicendi peritus*, der Redner ohne Kunst, aber voll Nachdruck, wie ihn *Cicero* haben will, ohne doch diesem Ideal selbst immer treu geblieben zu sein.<sup>17</sup>

Im strengen Blick des Königsberger Philosophen erscheint die Rhetorik also als eine hinterlistige Kunst, weil sie ihre Adressaten zu Maschinen degradiert, indem sie ihnen die Urteilsfreiheit nimmt. D. h. es handelt sich bei der Beredsamkeit, Kant zufolge, um eine Kunst des ›Überredens‹<sup>18</sup> statt um eine, wie sie sich selbst gerne versteht, Kunst des ›Überzeugens‹.<sup>19</sup> Auch ihr strategischer Einsatz selbst um lauterer Absichten willen verbietet sich. Der dekadenten Kunst der Rhetorik stellt Kant ›klare Einsicht‹, ›Reinheit‹, ›Fruchtbarkeit‹, ›Tüchtigkeit‹ und die wahre Herzensbeteiligung an der Sache gegenüber.

Der zitierte Abschnitt aus der *Kritik der Urteilskraft* nennt gleich mehrere Bereiche, die traditionelle Einsatz- und Wirkungsfelder der Rhetorik darstellen. Da ist zum einen die Dichtung, die Kant der *ars oratoria* kontrastiert, deren konstitutive Sprachlichkeit indessen ohne Rhetorik nicht zu denken ist.<sup>20</sup> Handelt es sich bei der literarischen Rhetorik namentlich um *elocutio*-Rhetorik, also um den artistischen Einsatz rhetorischer Schmuck-Formen, ist darüber hinaus die abendländische Poetik, die Aufgaben, Bedingungen und Erscheinungsweisen der literarischen Rede reflektiert, in grundsätzlicher Weise von der Tradition der Rhetorik geprägt. Dies wird ebenso deutlich, wenn etwa das VI. Kapitel von Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) die Überschrift trägt ›Von der zuebe- reitung vnd zuehr der worte‹ oder sich in demselben Werk (und nicht nur dort) die rhetorischen Stilarten des *genus humile*, des *genus medium* und des

<sup>17</sup> Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Werke in zehn Bänden, hg. v. Wilhelm Wertschedel, Bd. VIII, Darmstadt 1983 (reprograph. Nachdruck der Ausgabe Darmstadt 1957), 233–620, 431. Während in der Rhetorikforschung stets der Zusammenhang von Rhetorik und Demokratie betont wird (vgl. Øivind Andersen, *Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike*, aus dem Norwegischen von Brigitte Mannsperger und Ingunn Tweide, Darmstadt 2001, 280ff.; Manfred Fuhrmann, *Die antike Rhetorik*, München, Zürich 1990, 37, 44; vgl. auch Roman Herzog, ›Rhetorik in der Demokratie‹, in: Gert Ueding, Thomas Vogel [Hg.], *Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit*, Tübingen 1998, 205–215), bezeichnet Kant in polemischer Absicht die Rhetorik hier als ein Phänomen der Dekadenz.

<sup>18</sup> Vgl. Kant, *Kritik der Urteilskraft*, 430.

<sup>19</sup> Vgl. Joachim Knappe, *Was ist Rhetorik?*, Stuttgart 2000, 135.

<sup>20</sup> Vgl. Kant, *Kritik der Urteilskraft*, 430.

*genus grande* als Vorschriften und Gattungsnormen wiederfinden.<sup>21</sup> Wenn Kant im Zusammenhang der oben zitierten Textstelle die ›Wohlfredigkeit‹ als stilistisches Register von der dialektischen und ›hinterhältigen‹ ›Beredsamkeit‹ unterscheidet,<sup>22</sup> spiegelt sich hierin bereits eine Konsequenz des sog. ›Endes der Rhetorik‹ im 18. Jahrhundert,<sup>23</sup> nämlich ihre Diskriminierung als politische Praxis auf der einen und ihre Verschiebung in den Bereich der Ästhetik und Stilistik auf der anderen Seite. Die *ars oratoria* indessen macht sich gerade dadurch verdächtig, daß sie von der Dichtung den verführerischen Schein entlehnt, um mit seiner Hilfe die objektive Erkenntnis des Rechts zu verstellen. Mit dem Hinweis auf den ›römischen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredner‹ spricht Kant zwei traditionsmächtige Felder rhetorischer Praxis an: Politik und Religion. Die Predigt tritt im christlichen Mittelalter neben die seit der griechisch-römischen Antike exponierten Anwendungsgebiete rhetorischer Kunst, die politische oder Volksrede (*genus deliberativum*), die Festrede (*genus demonstrativum*) und die Gerichtsrede (*genus iudiciale*), auf die Kant im genannten Kontext ebenfalls zu sprechen kommt.<sup>24</sup> Der Rhetor ad Herennium, Verfasser einer lange Zeit Cicero zugeschriebenen rhetorischen Lehrschrift, die als das älteste Handbuch der Rhetorik in lateinischer Sprache bezeichnet werden kann (ca. 85 v. Chr.), charakterisiert die Hauptgattungen der Rede folgendermaßen:

<sup>21</sup> Martin Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), hg. v. Cornelius Sommer, Stuttgart 1991, 32; vgl. 40: ›In den niedrigen Poetischen sachen werden schlechte vnd gemeine leute eingefuehret; wie in Comedien vnd Hirtengesprechen. Darumb tichtet man ihnen auch einfaltige vnd schlechte reden an / die ihnen gemaesse sein; vgl. auch 42: ›Hergegen in wichtigen sachen / da von Goettern / Helden / Koenigen / Fuersten / Staedten vnd dergleichen gehandelt wird / muß man ansehnliche / volle vnd hefftige reden vorbringen / vnd ein ding nicht nur bloß nennen / sondern mit praechtigen hohen worten vmbschreiben. [...] Die mittele oder gleiche art zue reden ist / welche zwar mit jhrer zuehr vber die niedrige steigt / vnd dennoch zu der hohen an pracht vnd grossen worten noch nicht gelanget.‹

<sup>22</sup> Vgl. Kant, *Kritik der Urteilskraft*, 430: ›Die Beredsamkeit, sofern darunter die Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen (als *ars oratoria*), und nicht bloße Wohlredenheit (Eloquenz und Stil) verstanden wird, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur so viel entlehnt, als nötig ist, die Gemüter, vor der Beurteilung, für den Redner zu *dessen* Vorteil zu gewinnen, und dieser die Freiheit zu benehmen; kann also weder für die Gerichtsschranken, noch für die Kanzeln angeraten werden.‹

<sup>23</sup> Vgl. Manfred Fuhrmann, *Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Konstanz 1983.

<sup>24</sup> Vgl. Anm. 22.

Die darlegende Art ist diejenige, welche zum Lob oder Tadel einer bestimmten Person angewendet wird. Die beratende Art kommt bei der Beratschlagung vor; sie schließt die Rede dafür und die Rede dagegen ein. Die gerichtliche Art ist diejenige, die auf Streit beruht und die eine Anklage in Kriminal- oder eine Klage in Zivilangelegenheiten ebenso wie eine Verteidigung umfasst.<sup>25</sup>

Bei Quintilian werden zwar im Hinblick auf die Diversifikation der Redeformen Zweifel an dieser etwas schematischen Einteilung deutlich, gleichwohl entschließt er sich, an ihr nach einer kritischen Prüfung festzuhalten.<sup>26</sup> In jedem Fall beschreiben die drei tradierten rhetorischen Fehler den maßgeblichen Teil dessen, was man als »politische Öffentlichkeit« in der Antike umschreiben könnte. Ihre grundlegende staatspolitische Funktion unterstreicht Cicero, wenn er die Rhetorik als Teil der Staatswissenschaft bezeichnet.<sup>27</sup> Wer also in Griechenland oder Rom eine politische Funktion, ein öffentliches Amt bekleidete, hatte in der Kunst der Rhetorik ausgebildet zu sein. Das öffentlich gesprochene Wort stellte das primäre Medium der politischen Kommunikation und Repräsentation, der rhetorische Auftritt mithin einen Machtfaktor dar.<sup>28</sup> Entsprechend sorgsam war die rhetorische Ausbildung der jungen für ein Wirken im Staat vorgesehene Griechen und Römer. Das erste Buch von Quintilians *institutio oratoria* vermittelt einen anschaulichen Eindruck von der auf die Ausbildung und Formierung der staatstragenden politischen Subjekte gerichteten rhetorischen Aufmerksamkeit. So wird der sorgfältigen Auswahl der Ammen ebenso gedacht wie der Lektüre des auszubildenden Knaben und dessen, was er etwa beim Besuch der Komödie zu lernen bzw. nicht zu lernen habe.<sup>29</sup>

Die Lehrschriften der Rhetorik, seien es die vermutlich von Anaximenes von Lamsakos um 340 v. Chr. verfasste *Rhetorik an Alexander*, die *Rhetorik* des Aristoteles, die *Rhetorica ad Herennium*, Ciceros rhetorische Schriften oder die *institutio oratoria* des Quintilian (zahlreiche Werke bleiben unge-

<sup>25</sup> *Rhetorica ad Herennium*, Lateinisch-Deutsch, hg. und übers. v. Theodor Nüßlein, Zürich 1994, 9; vgl. *Rhet. Her.* I 2, 2: »Demonstrativum est, quod tribuitur in alicuius certae personae laudem aut vituperationem. Deliberativum est in consultatione, quod habet in se suasionem et dissuasionem. Iudiciale est, quod positum est in controversia, quod habet accusationem aut petitionem cum defensione.«

<sup>26</sup> Vgl. *Quint. inst.* III 5.

<sup>27</sup> Vgl. *Cic. inv.* I v, 6: »Quare hanc oratoriam facultatem in eo genere ponemus, ut eam civilis scientiae partem esse dicamus.«

<sup>28</sup> Vgl. auch die Sektionsführungen »Rhetorik – Macht – Bildung« und »Repräsentation«, S. 43ff. und S. 353ff. in diesem Band.

<sup>29</sup> Vgl. *Quint. inst.* I 1, 4–5, 8; 9, 1.

nannt), entwerfen, nicht zuletzt auch dadurch, daß die jüngeren Autoren die älteren Autoritäten zitieren, ein die abendländische Bildungstradition bis heute prägendes Fundament rhetorischer Praxis in Wort und Schrift sowie ein systematisches Paradigma des Nachdenkens über sprachliche Kommunikation. Gerade weil der Rhetorik Systemcharakter zugeschrieben werden kann – man denke an die bereits angesprochene Einteilung der Redegattungen, den berühmten Fünfschritt bei der Erarbeitung einer Rede,<sup>30</sup> die Gliederungsvorgaben für eine Rede, die Unterscheidung von Stilarten und Stilqualitäten u. a. mehr<sup>31</sup> – und weil das rhetorische Lehrsystem im Bildungskanon zumindest bis weit ins 19. Jahrhundert hinein fortgeschrieben wurde,<sup>32</sup> kann, ja muß ihr eine maßgebliche diskursive Funktion zugesprochen werden. Wenn mit Michel Foucault davon auszugehen ist, »daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen«,<sup>33</sup> dann gehört zweifellos die disziplinäre Rhetorik als Theorie und Praxis der Wortergreifung zu jenen zugleich diskursregulierten und diskursregulierenden Institutionen, an denen die von Foucault fokussierten Prozeduren der Ein- und Ausschließung, der Klassifikation, Anordnung, Verteilung etc.<sup>34</sup> lesbar werden. In Anbetracht der Tatsache, daß Foucault die »Verknappung der sprechenden Subjekte« als eine spezifische Prozedur der Diskurskontrolle hervorhebt,<sup>35</sup> ist es erstaunlich, daß der Zusammenhang

<sup>30</sup> In der *Rhetorica ad Herennium* heißt es hierzu kurz und bündig: »Opportet igitur esse in oratore inventionem, dispositionem, elocutionem, memoriam, pronuntiationem.« (»Der Redner muß also verfügen über die Fähigkeit der Auffindung des Stoffes, der Anordnung des Stoffes, der stilistischen Gestaltung des Stoffes, des Sicheinprägens, des Vortragens.«) (*Rhet. Her.* I ii, 3).

<sup>31</sup> Das der *Einführung in die Rhetorik* von Karl-Heinz Göttert (Einführung in die Rhetorik, Grundbegriffe – Geschichte – Rezeption, München 1991) beigegebene Schaubild vermittelt einen anschaulichen Überblick über den Systemcharakter der Rhetorik.

<sup>32</sup> Vgl. etwa Elisabeth K. Paeßen zum Literaturunterricht als rhetorische Erziehung in: dies., *Einführung in die Literaturdidaktik*, Stuttgart, Weimar 1999, 1ff.

<sup>33</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970, übers. v. Walter Seitter, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1982, 7.

<sup>34</sup> Vgl. Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, 7, 16.

<sup>35</sup> Vgl. Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, 25f.: »Es geht darum, die Bedingungen ihres [der Diskurse; M. W.-E.] Einsatzes zu bestimmen, den sprechenden Individuen gewisse Regeln aufzuerlegen und so zu verhindern, daß jedermann Zugang zu den Diskursen hat: Verknappung diesmal der sprechenden Subjekte. Niemand kann in die Ordnung



von Diskursanalyse und Rhetorik in der Forschung bislang nicht stärker reflektiert worden ist,<sup>36</sup> denn in dem Maße, in dem die Rhetorik an der Modellierung sprechender und d.h. wirkmächtiger Subjekte arbeitet, hat sie maßgeblichen Anteil an der Ausprägung der abendländischen Subjekt-Vorstellung.

Der Vorwurf, eine hinterlistige Kunst<sup>37</sup> zu sein, den sich die Rhetorik in der Zeit ihres disziplinären Ansehensverlusts im 18. Jahrhundert gefallen lassen muß, steht auch bereits am Anfang ihrer Etablierung im 5./4. Jahrhundert v. Chr., als sie sich von der Sophistik abzusetzen begann. Die Sophisten, als deren prominentester Vertreter Gorgias von Leontinoi (um 485–380 v. Chr.) gilt, »entdeckten den Plural von Wahrheit, die Wahrscheinlichkeiten, und die Methode, diesen Plural zu denken: die Dialektik.«<sup>38</sup> Sie hielten sich zugute, mittels ihrer dialektischen Rhetorik jede schwache Position zu einer starken machen zu können; insofern »verkaufen« sie eine auf Bewährung im praktischen Lebensvollzug abzielende, überaus nützliche Redekunst – und riefen damit die Verteidiger der (r/einen) Wahrheit, die Philosophic, auf den Plan. Platons Dialog *Gorgias* ist ein Dokument der philosophischen Auseinandersetzung mit der »schmeichlerischen Scheinkunst« der Sophistik, die sein Verfasser in eine Reihe mit der »Redekunst«, der »Putzkunst« und der »Kochkunst« stellt. Wie die »Putzkunst« das »Schattenbild« der »Turmkunst« darstellt, weil sie den Körper nicht ertüchtigt, sondern nur oberflächlich schminkt, und die »Kochkunst« das »Schattenbild« der »Heilkunst« ist, weil sie dem Körper nur vermeintlich etwas Gutes tut, so ist die Sophistik das »Schattenbild« der »Gesetzgebung«, insofern als sie, so wäre Platon zu interpretieren, nicht wirklich an »gesunden« Strukturen arbeitet, und »Redekunst« das »Schattenbild« der »Rechtspflege«, weil sie der Seele schmeichelt wie ein gutes Essen dem Körper und nicht an der wirklichen Ordnung des Rechts interessiert ist.<sup>39</sup> Sieht Platon hier die Rhetorik auf einer Stufe mit

des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist.«

<sup>36</sup> Eine der wenigen Ausnahmen stellt der Aufsatz von Walter Seitter, »Rhetorik der Bibliothek. Eine Voruntersuchung zur ›Archäologie des Wissens‹«, in: Die Wiederkehr der Rhetorik, hg. v. Helmut Vetter / Richard Heinrich, Wien, Berlin 1999, 77–92, dar; vgl. auch im selben Band Gertrude Postl, »Rhetorik und die gegenwärtige Geschlechterdebatte«, 137–165, 145f.

<sup>37</sup> Vgl. Kant, Kritik der Urteilskraft, 431.

<sup>38</sup> Wölffram Groddek, Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens, Basel, Frankfurt a.M. 1995, 23.

<sup>39</sup> Vgl. Plat. Gorg. 564b–465e.

der Sophistik, ist er im späteren Dialog *Phaidros* bemüht, die Rhetorik in eine gute, philosophische Rhetorik und in eine schlechte, sophistische Rhetorik zu scheiden. Gemäß der letzteren

sei es nicht nötig, daß irgendwie an der Wahrheit teilhabe davon, was gerecht und gut sei in den Angelegenheiten oder wer so sei unter den Menschen von Natur oder durch Erziehung, wer künftig ein zureichender Redner sein wolle. Denn ganz und gar kümmere sich vor den Gerichtsstätten niemand das mindeste um die Wahrheit in diesen Dingen, sondern nur um das Glaubliche, und dieses sei das Scheinbare, worauf also derjenige seine Aufmerksamkeit zu wenden habe, der kunstgerecht reden wolle.<sup>40</sup>

Die philosophische Rhetorik dagegen, die sich als »Seelenleitung«<sup>41</sup> begreift, weiß um die Wahrheit der Dinge, über die sie spricht, und kennt »des Ganzen Natur«<sup>42</sup> will sagen: sie geht von einem außerhalb der Rede gelegenen Sein der Dinge, von ihrer Wahrheit, ihrer existierenden Natur aus, während die sophistische Rhetorik die Sprachlichkeit eben der Dinge und Umstände voraussetzt. Freilich handelt es sich hier um eine idealtypische Unterscheidung, denn es liegt auf der Hand, daß auch die philosophische Rhetorik (und auch und gerade Sokrates als überaus gewandt sprechender Philosoph) – wie auch anders – das Mittel der Sprache einsetzt, um das vermeintlich Nichtsprachliche, die Wahrheit, die Natur sprachlich zu behaupten. Die Rhetorik mußte sich also, wollte sie sich nicht in den Ruch der Sophistik begeben, auf ein Regulaiv berufen, das dazu angetan war, ihre staattragende Funktion »abzusichern« – sie (er) fand es im *vir bonus*, jenem ethisch »guten Mann«, der, Cicero und Quintilian zufolge, allein ein *perfectus orator* sein kann.<sup>43</sup> An dieser Engführung wird paradigmatisch deutlich, wie sich eine abendländische Ethik der Person mit politischen Konzepten verbindet und in welchem Maße beide auf eine Sprachbeherrschung, ein »Sprachmanagement« gegründet sind, wie es im disziplinären Selbstverständnis der Rhetorik grundgelegt ist.

Es ist durchaus bezeichnend, daß am Ende des rhetorischen Zeitalters durch Kant und andere eben jene Vorwürfe wieder laut werden, die am Beginn der Rhetorik, in der Phase ihrer Etablierung als Basisdisziplin, zum Verstummen gebracht werden mußten. Und noch bezeichnender ist,

<sup>40</sup> Plat. Phaidr. 272d.

<sup>41</sup> Plat. Phaidr. 271d.

<sup>42</sup> Plat. Phaidr. 270c.

<sup>43</sup> Vgl. etwa Cic. orat. 2, 7; Quint. inst. I Prooemium 9–10.



daß sich die Wiederentdeckung der Rhetorik im 20. Jahrhundert einer Positivierung genau jener einst gegen sie vorgebrachten Argumente verdankt. Die ihr ehemals vorgeworfene Scheinhafte, ihre Unwahrscheinlichkeit wird zu einem ihr nunmehr zuerkannten Bewußtsein von der Konstruktivität jeglicher Wahrheit. Kurz gesagt: Aus der Rhetorik als einem instrumentellen Wissen wird das Bewußtsein universeller Rhetorizität. Dieser Paradigmenwechsel vollzieht sich im Rahmen des sog. »linguistic turn«, der sprachlichen oder besser: sprachwissenschaftlichen Wende, die in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts die sprachliche Konstitution der sog. »Wirklichkeit« entdeckt hat. Wenn die Sprache Wirklichkeit schafft, ist es legitim und notwendig, die Art und Weise, in der sie dies tut, in den Blick zu nehmen. Dabei ist im Zeitalter der modernen und postmodernen alle Lebensbereiche umgreifenden Medialisierung eine neue rhetorische Aufmerksamkeit gefordert, die insbesondere die spezifische Rhetorik der Bildmedien bzw. die Techniken und Strategien, mit denen Wort und Bild aufeinander bezogen werden, untersucht. Gerade in einer Zeit, die sich nicht mehr auf metaphysische Wahrheiten bezieht, wie der platonische Sokrates sie im Sinne hatte, erneuert sich »das pragmatische Interesse an Rhetorik im Sinne von Sozialtechnik.«<sup>44</sup>

Zu den Wegbereitern der sog. »neuen Rhetorik«, die verschiedene, hier nicht im Einzelnen darzulegende Strömungen umfaßt, gehört nicht zufällig Friedrich Nietzsche, der oben bereits mit einer zitierenden Formulierung dessen, was herkömmlicherweise unter Rhetorik verstanden und wie sie bewertet wird, erwähnt wurde. Nietzsche ist nun freilich kein Vertreter der landläufigen Rhetorik-Kritik, vielmehr hat er erkannt, daß Rhetorik keine spezifische sprachliche (Schmuck-)Funktion ist, sondern daß Sprache überhaupt rhetorisch, d. h. von einer unhintergehbaren Rhetorizität geprägt ist. Die »Tropen treten nicht dann u. wann an die Wörter heran«, ist in den bereits zitierten Vorlesungsaufzeichnungen zu lesen, »sondern sind deren eigenste Natur. Von einer »eigentlichen Bedeutung«, die nur in speziellen Fällen übertragen würde, kann gar nicht die Rede sein.«<sup>45</sup> Nietzsche ist es auch, der bekanntlich in seinem nachgelassenen Essay »Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne« die philosophische Wahrheit an die Rhetorizität der Sprache ausliefert und damit

<sup>44</sup> Josef Kopperschmidt, »Zur Modernität der Rhetorik«, in: Rhetorik zwischen Tradition und Innovation, hg. v. Annette Mönich, München, Basel 1999, 10–17, 14.

<sup>45</sup> Nietzsche, Vorlesungsaufzeichnungen, 427. Vgl. Helmuth Vetter, »Wiederkehr der Rhetorik? Zum Verhältnis von Philosophie und Rhetorik und zu den Beiträgen dieses Bandes«, in: Die Wiederkehr der Rhetorik, hg. H. Vetter u. R. Heinrich, 7–27, 8ff.

die platonische Unterscheidung von Philosophie und Rhetorik, Rhetorik und Sophistik gleichsam wieder rückgängig macht:

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen. Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört, die die Gesellschaft, um zu existieren, stellt, wahrhaft zu sein, d. h. die usuellen Metaphern zu brauchen, also moralisch ausgedrückt: von der Verpflichtung nach einer festen Convention zu lügen, schaaarenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lügen. Nun vergisst freilich der Mensch, dass es so mit ihm steht; er lügt also so in der bezeichneten Weise unbewusst und nach hundertjährigen Gewöhnungen – und kommt eben durch diese Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit.<sup>46</sup>

Nietzsches rhetorische Sprachauffassung liegt u. a. dem, insbesondere in der Literaturwissenschaft der 80er Jahre einflussreichen, neuroretorischen Ansatz von Paul de Man zugrunde. Es sind vor allem die traditionellen rhetorischen Tropen – Metapher, Metonymie, Allegorie und Ironie –, die de Mans kritisches Interesse geweckt haben und in denen er die prinzipielle »Natur« der Sprache wahrnimmt. Wie Nietzsche leugnet er, daß es eine »eigentliche« Bedeutung der Sprache und, entsprechend, übertragene Bedeutungen gibt, die Sprache ist vielmehr in grundsätzlicher Weise Übertragung, d. h. eine rhetorische Setzung ohne »Eigentliches«, die im Moment ihrer Setzung zu verstehen gibt, daß sie gesetzt ist und gesetzt werden muß. Für de Man bedeutet dies, daß Sprache prinzipiell »unlesbar« ist, d. h. daß das einzelne sprachliche Element – das Zeichen, das Wort, ein Satz oder ein Text als ganzer – keine bestimmte, will sagen »natürliche« oder »wesenhafte« Bedeutung hat, weil es im gleichen Augenblick, in dem es Bedeutung setzt, diese, da es seinen Setzungscharakter offenbart, auch schon wieder zurücknimmt. Man weiß, de Man zufolge, auch nie, ob eine sprachliche Äußerung wörtlich gemeint ist oder in einem übertragenen Sinn verstanden werden möchte, und genau diese Ununter-

<sup>46</sup> Friedrich Nietzsche, »Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne«, in: ders., Nachgelassene Schriften 1870–1873, Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. II.2, Berlin, New York 1973, 369–391, 374f.

scheidbarkeit ist es, die für de Man die ›Rhetorizität‹ der Sprache ausmacht.<sup>47</sup> Jeder Satz, der geäußert wird, könnte ironisch oder in einem anderen Sinn als dem angenommenen gemeint sein; man kann sich nie sicher sein, ob man ›richtig‹ verstanden hat bzw. für de Man und die sich auf ihn beziehende Dekonstruktion ist klar, daß man immer mißverstanden und d. h. nicht verstanden hat, weil es gar kein ›richtiges‹ Verstanden gibt. Während der dekonstruktive Ansatz immer das ›miß-‹, die Differenz, den Aufschub in den Blick rückt, lassen sich die Einsichten der Dekonstruktion mit einem diskurskritischen Blick auf Instanzen, Institutionen, politische, kulturelle u. a. ›Einheiten‹ verbinden, um im Bewußtsein ihrer Nicht-Natürlichkeit, d. h. ihrer sprachlich-rhetorischen Konstruktion bzw. ihrer Setzung, eben den Akt der Setzung, ihre Strategien und Verfahrenswesen, aber auch ihre Voraussetzungen, Notwendigkeiten und Effekte zu beobachten. Genau hier zeigt eine ›neue‹, diskursanalytisch und dekonstruktivistisch instruierte Rhetorik ihre kulturwissenschaftliche Virulenz. Und diese ›neue‹ Rhetorik verbindet sich auf produktive Weise mit der ›alten‹, klassischen Rhetorik, wenn sie deren Wissen um die ›Gemeinschaft‹ sprachlicher Potenz ernst nimmt und ihr lernbares Vermögen, wie es in den Handbüchern und Lehrschriften dargelegt und im Bildungskanon tradiert wird, analysiert und als konstruktives Kapital, im positiven wie im negativen, d. h. als Ensemble von Möglichkeiten, aber auch als potentiell ideologieträchtiges Instrumentarium begreift. Wenn im kulturwissenschaftlichen Horizont der Gegenwart Performativität, also der Gedanke, daß Wirklichkeiten, Identitäten, diskursive Einheiten durch wiederholende Akte des Denkens, Handelns und Sprechens erzeugt und d. h. auch verändert werden,<sup>48</sup> zu einer Leitkategorie geworden ist, liegt die Engführung dieses Ansatzes mit einer rhetorischen Perspektive nahe, vermag die neu-alte Rhetorik doch, sehr genaue Beschreibungen dessen zu geben, was in den konstruktiven kulturellen Akten der Setzung sprachlich geschieht.

<sup>47</sup> Vgl. Paul de Man, »Semiologie und Rhetorik«, in: ders., Allegorien des Lesens, Frankfurt a. M. 1988, 31–51.

<sup>48</sup> Vgl. dazu insbes. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, aus dem Amerikanischen von Katharina Menke, Frankfurt a. M. 1991, 189ff.

### *Jenseits des Systems: ›Frauensprache‹ und ›Männlichkeit der Rhetorik‹*

Die Geschichte vom Aufstieg, Niedergang und der Wiederentdeckung der Rhetorik läßt sich erzählen, ohne danach zu fragen, ob Anspruch und Zielsetzungen dieser Sprachmächtigkeit vermittelnden ›techné‹ Männer und Frauen gleichermaßen betreffen. Und genau so, d. h. ohne Bezug auf die Differenz der Geschlechter, wird sie in der Regel auch – zumindest in Deutschland<sup>49</sup> – erzählt. Aus gegenwärtiger kulturwissenschaftlicher Perspektive, die in den Gender Studies einen unverzichtbaren Bestandteil ihres Selbstverständnisses sieht, ist dies kaum nachzuvollziehen und noch weniger zu akzeptieren. Anstöße zu einer anderen Geschichte der Rhetorik kamen denn auch bezeichnenderweise nicht aus Deutschland, wo Rhetorikforschung ohnehin ein Schattendasein fristet,<sup>50</sup> sondern aus den USA. Wegweisend waren hier Karlyn Kohrs Campells zweibändiges Werk *Man cannot speak for Her*,<sup>51</sup> das sich mit der rhetorischen Seite der frühen Frauenbewegung im Amerika des 19. Jahrhunderts auseinandersetzt, sowie der von Andrea Lunsford herausgegebene Sammelband *Reclaiming Rhetorica. Women in the Rhetorical Tradition*,<sup>52</sup> der vornehmlich in Form von personenbezogenen Abhandlungen auf die vergessene oder verkannte rhetorische mündliche oder schriftliche Leistung von Frauen aufmerksam macht.<sup>53</sup> Erwähnt werden muß auch das zeitgleich mit Lunsfords Band erschienene Buch von Cheryl Glenn *Rhetoric Retold. Regendering the Tradition from Antiquity Through the Renaissance*, das versucht, das Feld der Rhetorik neu zu vermessen, indem diejenigen, die keine Stimme hatten und sich doch immer wieder äußerten, die Frauen, rhetorikgeschichtlich und -systematisch in den Blick gerückt werden.<sup>54</sup> Die Tatsache, daß

<sup>49</sup> Vgl. etwa die DFG-Tagung »Figuration und Performanz« (23.–26.9.2002), in deren Beschreibung die Kategorien ›Körper‹ und ›Geschlecht‹ ebenso wenig Erwähnung fanden wie die aktuellen von Judith Butler angestoßenen Debatten um Performativität.

<sup>50</sup> Die Universität Tübingen verfügt als einzige über ein eigenständiges Rhetorisches Seminar; ansonsten wird Rhetorikforschung innerhalb der philologischen Fächer und bezogen auf deren Spezialinteressen betrieben.

<sup>51</sup> Vgl. Karlyn Kohrs Campbell, *Man cannot speak for Her. A Critical Study of Early Feminist Rhetoric*, 2 Bde., New York 1989.

<sup>52</sup> Andrea A. Lunsford, *Reclaiming Rhetorica. Women in the Rhetorical Tradition*, Pittsburgh, London 1995.

<sup>53</sup> Der Band enthält Beiträge zu Aspasia, Diotima, Margery Kempe, Christine de Pisan u. a.

<sup>54</sup> Vgl. Cheryl Glenn, *Rhetoric Retold. Regendering the Tradition from Antiquity Through the Renaissance*, Carbondale, Edwardsville 1997. Genannt zu werden verdient auch der von Christine Mason Sutherland und Rebecca Sutcliffe hg. Band *The Changing Traditions*

diese innovative Rhetorikforschung von den USA und nicht von Deutschland ausging, ist auf Gründe zurückzuführen, die mit den kulturellen und bildungspolitischen Gegebenheiten in beiden Ländern und damit auch mit der aktuellen rhetorischen Situation der Geschlechter zu tun haben. Nicht zufällig waren es Wissenschaftlerinnen, die nach der weiblichen Repräsentanz innerhalb der rhetorischen Tradition fragten; und nicht zufällig waren und sind diese Wissenschaftlerinnen Frauen, die sich professionell mit rhetorischer Praxis auseinandersetzen. Während nämlich in Deutschland die rhetorische Praxis in der akademischen Ausbildung einen vergleichsweise geringen Stellenwert hat, bestenfalls in Lektoren für Sprecherziehung ein marginales Dasein fristet, gibt es an nahezu allen US-amerikanischen Universitäten Departments of Rhetoric and Composition, in denen den Studierenden die Bedeutung von Rhetoric und (Selbst)Präsentation nahe gebracht wird. Viele der genannten Wissenschaftlerinnen, die sich in den USA für eine genderspezifische Betrachtung der Rhetoric einsetzen, sind an diesen Departments tätig und mögen aus ihrer theoretischen und praktischen Arbeit mit Studierenden auf die Notwendigkeit eines geschlechterdifferenzierenden Blicks gestoßen sein.<sup>55</sup>

Ein erster, leider folgenlos gebliebener Impuls innerhalb der deutschen Rhetorikforschung ging von Regula Venske aus, die Mitte der 80er Jahre »Thesen zu einer feministischen Rhetorik« aufstellte.<sup>56</sup> Zwei in den 90er Jahren publizierte Beiträge von Gisela Schönthal<sup>57</sup> lassen ebenfalls eine feministische Perspektive auf die Rhetorik als Disziplin und bildungspolitisches Dispositiv erwarten, doch beschäftigen sie sich eher mit der Frage des weiblichen Sprechens, sind also dem Bereich der feministischen Linguistik zuzuzählen, die sich in Deutschland in den 80er Jahren etablierte

tion. Women in the History of Rhetoric, Calgary 1999, der personenbezogene sowie systematische Beiträge versammelt.

<sup>55</sup> Auf den von der *International Society For the History of Rhetoric* veranstalteten Tagungen (Saskatoon, Amsterdam, Warschau, Madrid) sind Sektionen zum Thema »Rhetorik und Weiblichkeit bzw. Geschlechterdifferenz« seit einiger Zeit fester Bestandteil; vgl. auch die seit geraumer Zeit regelmäßig stattfindenden Biennial Feminism(s) and Rhetoric(s) Conferences, deren vierte für Oktober 2003 an der Ohio State University angekündigt ist.

<sup>56</sup> Vgl. Regula Venske, »Thesen zu einer feministischen Rhetorik«, Rhetorik 4 (1985), 149–158.

<sup>57</sup> Vgl. Gisela Schönthal, »Neue Arbeiten zur feministischen Rhetorik«, Rhetorik 12: Rhetorik im 19. Jahrhundert (1993), 109–118 und dies., »Feministische Rhetorik«, Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. Gert Ueding, Bd. III, Tübingen 1996, 238–243.

und sich mit den Namen von Luise Pusch,<sup>58</sup> Senta Trömel-Plötz<sup>59</sup> u. a. verbindet und ihre Aufmerksamkeit auf die geschlechtsspezifische Sprachverwendung, die empirischen sozio-ökonomischen Bedingungen des weiblichen Sprechens und der festzustellenden kommunikativen Benachteiligung von Frauen richtete.<sup>60</sup> Die Rhetorik als wirkmächtiges Bildungsparadigma der geschlechterdifferenten Rede-Performanzen trat hier nicht in den Blick.

Im Bereich der feministischen Kulturwissenschaft setzte sich dagegen in den 1980er Jahren vielfach die Auffassung durch, daß die Geschlechter rhetorisch verfaßt seien. Die Abkehr von einer zunehmend als problematisch empfundenen weiblichen Selbstverständigungskultur der 1970er Jahre und deren Appell, weibliche Erfahrung und Geschichtlichkeit zum Ausdruck zu bringen, vollzog sich vor allem über die Einsicht, daß es keine unmittelbare sprachliche Repräsentation eines authentisch Weiblichen geben könne. »[D]ie Vorstellungen und der Begriff vom Weiblichen« sind vielmehr, wie Silvia Bovenschen in ihrer 1979 erschienenen einflussreichen Studie *Die imaginierte Weiblichkeit* formuliert, überwiegend von Männern imaginierte Bilder, die den einzigen »Präsenzmodus des Weiblichen in der Geschichte« bezeichnen: »Das Weibliche [...] ist eine Form.«<sup>61</sup> Während Bovenschen nicht ausdrücklich von der Rhetorizität des Weiblichen spricht, ist die Vorstellung von der (rhetorischen) Konstruktivität doch in Formulierungen, die Weiblichkeit als Metapher oder Symbol männlicher Imaginationen beschreiben,<sup>62</sup> bereits angelegt. Der Hinwen-

<sup>58</sup> Vgl. Luise Pusch, *Das Deutsche als Männersprache*, Frankfurt a. M. 1984.

<sup>59</sup> Vgl. Senta Trömel-Plötz, *Gewalt durch Sprache*, Frankfurt a. M. 1984; dies., *Vatersprache – Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik*, München 1992; dies. (Hg.), *Frauensprache. Sprache der Verständigung*, Frankfurt a. M. 1996. Zur feministischen Linguistik vgl. auch Susanne Gündhner, Helga Kotthoff (Hg.), *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*, Frankfurt a. M. 1991, und dies. (Hg.), *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*, Stuttgart 1992.

<sup>60</sup> Vgl. auch die zusammenfassende Darstellung in Gertrude Postl, *Weibliches Sprechen. Feministische Entwürfe zu Sprache und Geschlecht*, Wien 1991, 21–106.

<sup>61</sup> Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit*, Frankfurt a. M. 1979, 56.

<sup>62</sup> Vgl. etwa Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit*, 58f.; vgl. auch Marina Warner, *In weiblicher Gestalt. Die Verkörperung des Wahren, Guten und Schönen*, aus dem Engl. von Claudia Preuschhoff, Reinbek b. Hamburg, die Personifikationen untersucht, und Sigrid Weigel, »Das Weibliche als Metapher des Metonymischen. Kritische Überlegungen zur Konstitution des Weiblichen als Verfahren oder Schreibweise«, in: *Frauensprache – Frauenliteratur? Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses*, Bd. VI, Tübingen 1987, 108–118; dies., »Von der anderen Rede zur Rede des Anderen« in: *Sig-*

dung zu einer Untersuchung von Weiblichkeit als Sprachfigur korrespondiert dabei ausdrücklich die Feststellung, daß »Frauen sich in der Geschichte nicht selbst präsentieren, da sie sich nicht artikulierten, sondern stumm blieben.« Auch wenn Stummheit hier in einem sehr allgemeinen Sinn die Abwesenheit von kulturellen Manifestationen bezeichnet, so ist doch der Zusammenhang von Redemacht und der Produktion eines kulturellen Imaginären deutlich formuliert. Wer nicht spricht, hat keinen Anteil an der Produktion kultureller Bilder und Symbolisierungen, sondern bleibt auf die Position des/der Beschriebenen bzw. des als Zeichen figurierten Materials beschränkt. In ihrem bereits 1974 publizierten, in Deutschland aber erst in den 1980er Jahren rezipierten Buch *Speculum* diagnostiziert Luce Irigaray eine über das Weibliche verhängte »Zensur«, die Frauen den Status eines Subjekts verwehrt. Im Spiel der Repräsentation fungiere Weiblichkeit lediglich als Zeichen innerhalb einer männlichen Tauschökonomie bzw. als »Materie-Grund für den Aufbau von Formen.«<sup>63</sup> Die den Frauen zugeschriebenen Artikulationsweisen wie Schweigen oder Geschwätzigkeit scheinen dabei ihre Nähe zum Sprachmaterial zu beleuchten, das zu formen und zu sinnhafter Rede zu verknüpfen dem männlichen Artikulationsmodus vorbehalten ist.<sup>64</sup> »[E]ntweder bist du Frau oder du sprichst-denkst«<sup>65</sup> – indem Irigaray ihre Leserinnen ironisch vor die Wahl stellt, unterminiert sie zugleich das binäre Schema, das Logos, Repräsentation und Männlichkeit verschränkt und dem Weiblichen gegenüberstellt. Eine Subversion dieser hierarchisierenden Opposition kann, Irigaray zufolge, nur aus ihr heraus bzw. durch sie hindurch erfolgen, da der Versuch, das Weibliche anders, etwa im Namen der Frau(en) zu signifizieren, nur das Dilemma der Repräsentation reproduzieren würde. Erst eine andere Art der Sprachverwendung, die feste Sinnsetzungen und die Position des souveränen Sprechersubjekts in Frage stellt, indem sie den Prozeß der Bedeutungsbildung kenntlich macht, ist geeignet, ein Modell kulturell wirkungsvoller Rede und Subjektivität zu unterlaufen, das auf dem Ausschluß des Weiblichen beruht. Ob Irigaray selbst eine solche Form der Sprachverwendung in ihren Texten gefunden hat und ob sie erfolgreich ein Textverfahren praktiziert, das die Fixierung des Weiblichen vermeidet, ist Gegenstand kontroverser Diskussionen gewesen. Passagen wie

rid Schade, Monika Wagner, Sigrid Weigel (Hg.), *Allegorien und Geschlechterdifferenz*, Köln 1994, 159–169.

<sup>63</sup> Irigaray, *Speculum*, Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a. M. 1980, 151, 180.

<sup>64</sup> Irigaray, *Speculum*, 24.

<sup>65</sup> Luce Irigaray, *Ethik der sexuellen Differenz*, Frankfurt a. M. 1991, 162.

die folgenden haben die Kritik hervorgerufen, hier werde weibliche Identität wiederum vorgegeben, diesmal als das »Geschlecht, das nicht eins ist«.<sup>66</sup>

Die Frau [...] schwatzt, plappert, klatscht, spinnst, erfindet, fabuliert ... Sie tauscht die Mittel des Austauschs ziellos aus. Sie äußert ohne festes Aussageziel? Bleibt immer innerhalb der Äußerung? Es ist ein *zwischen*-Subjekten ohne ›Objekte‹; Objekt ist nur das Sprechen selbst. [...] Sie verbleibt in der Kommunikation wie in einem Grund, aus dem sich die Formen nicht immer und nicht eindeutig herauslösen. Sie redet. Aber was? Das Reden.<sup>67</sup>

Die Aufzählung stereotypisch weiblicher Redeweisen zu Beginn dieser Passage weist zunächst auf eben jenen Diskurs, der weibliches Sprechen als sinnloses und unschöpferisches abgewertet hat. »Ein Mann ein Wort – eine Frau ein Wörterbuch«<sup>68</sup> solche traditionsreichen und bis heute verbreiteten Spruch-›Weisheiten‹ suggerieren, daß man(n) eine Frau nicht beim Wort nehmen kann, da sie die Verknüpfung von Wörtern und Bedeutungen nicht garantiert. Während das Wort im Singular den performativen Akt der Setzung von Sinn an die für diesen Sinn einstehende, ihn autorisierende Instanz des Subjekts zurückbindet, ruft das hierzu in Kontrast gesetzte Wörterbuch die Assoziation einer bloßen Fülle von Signifikanten auf, die von keiner souveränen Instanz zu einer sinnvollen Aussage zusammengefügt werden. Zudem läßt die Gegenüberstellung von Wort und Buch an die gängige Opposition von Logos bzw. Geist und Materie und deren Analogisierung mit der Geschlechterdifferenz denken. Irigarays Strategie besteht darin, diese Zuordnungen zu wiederholen und sie zugleich zu verschieben. Der Status der zitierten Sätze ist nicht klar zu bestimmen: handelt es sich um Affirmationen oder Infragestellungen stereo-

<sup>66</sup> So der Titel einer Essaysammlung. Zur Kritik vgl. z. B. Bettine Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹. Ein Nachwort«, in: Barbara Vinken (Hg.), *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt a. M. 1992, 436–476, 436.

<sup>67</sup> Irigaray, *Ethik der sexuellen Differenz*, 163. Vgl. auch Irigaray, *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin 1979, 117: »Die Frau spricht niemals gleich. Das, was sie von sich gibt, ist fließend, fluktuierend. Flunkernd. Man kann ihr nicht zuhören, ohne daß dabei die Sinne, der eigentliche Sinn, der Sinn des Eigenlichen, schwinden. Daher die Widerstände gegen diese Stimme, die das ›Subjekt‹ entgrenzt.«

<sup>68</sup> Vgl. Hadumod Bußmann, »Das Genus, die Grammatik und – der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft«, in: dies., Renate Hof (Hg.), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995, 114–160, 136. Vgl. auch Birgit Althaus, *Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit*, Frankfurt a. M. 2000.

typer Zuschreibungen? Da »die Frau keinen Zugang zur Sprache hat, außer durch Rekurs auf »männliche« Repräsentationssysteme, die sie ihrer Beziehung zu sich selbst und zu anderen Frauen enteignen«,<sup>69</sup> so argumentiert Irigaray an anderer Stelle, kann eine weibliche Praxis der Selbstbehauptung nur als *Mimesis* dieser Repräsentationsordnungen gedacht werden. Dabei gilt es, nicht nur die männlich bestimmte Subjektposition zu imitieren und Aussagen zu produzieren, denen die Autorität des »Wortes« im oben beschriebenen Sinne zukommt, sondern vielmehr darum, in der Rede bzw. in der spezifischen Sprachverwendung auf die diese Autorität begründenden Setzungen und Ausgrenzungen aufmerksam zu machen. Irigaray betont »die Notwendigkeit, die Figuren des philosophischen Diskurses – Idee, Substanz, Subjekt, transzendente Subjektivität, absolutes Wissen – »wieder aufzubrechen«, um ihre Anleihen auf das/bei dem Weiblichen wieder zum Vorschein zu bringen, damit sie »zurückgeben«, was sie dem Weiblichen schulden.«<sup>70</sup> Indem diese Formulierung abstrakte philosophische Begriffe wie Idee oder Subjekt mit Vorstellungen materialer Zerbrechlichkeit verschränkt, macht sie sie als diskursiv hergestellte Figuren kenntlich, die Universalität und Neutralität nur unter Verleugnung dieses Konstruktionsprozesses erlangen. Das Weibliche erscheint in diesen Konstruktionsprozess verstrickt, indem es die Materie, »von der das sprechende Subjekt sich nährt, um sich zu produzieren und zu reproduzieren«, bzw. den Spiegel figuriert, in dem das Subjekt sich selbst zu reflektieren meint.<sup>71</sup> Es erscheint aber zugleich als das, was in dieser Fixierung nicht aufgeht, als ein Unabgegoltene und Zurückgehaltene, auf dem das Repräsentationssystem aufruhrt, durch dessen Bewegung es aber auch destabliert werden kann. Die Frage der Artikulation des weiblichen Geschlechts im Diskurs sei nur dann zu lösen, so Irigaray, indem man die Bedingungen der Möglichkeit seiner Systematizität und Kohärenz befrage.<sup>72</sup> Auch wenn Irigaray selbst vor allem Relektüren philosophischer und psychoanalytischer Gründungstexte unternimmt, so läßt sich der Appell, nach den Bedingungen der Kohärenz ihrer Kategorien und Aussagemöglichkeiten zu fragen, ohne weiteres auch auf das System der klassischen Rhetorik übertragen. Denn auch hier stellt sich, wie gezeigt, aus weibli-

<sup>69</sup> Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, 87.

<sup>70</sup> Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, 76.

<sup>71</sup> Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, 77.

<sup>72</sup> Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, 76, 78.

cher Sicht die Frage: »wie sich Zutritt verschaffen zu einer derart kohärenten Systematizität?«<sup>73</sup>

### *Mimesis und Performanz: Rhetorische Selbstbehauptung als Prozess*

Irigarays Antwort ist: es kommt darauf an, diese Systematizität in Frage zu stellen, indem man/frau die Prozesse ihrer Herstellung imitiert und damit das von ihr Ausgeschlossene wieder ins Spiel bringt. Im Hinblick auf das System und die Geschichte der klassischen Rhetorik könnte das etwa bedeuten, die weibliche Allegorie der Rhetorik, *Peitho*, oder die Figur der *Helena*, die in der Antike prominenter Anlaß zur Verfertigung exemplarischer Reden war,<sup>74</sup> in Bewegung zu versetzen, um sie aus ihrer Funktion, das rhetorische System zu verkörpern bzw. zu stützen, herauszulösen. Es kann auch bedeuten, die aus dem rhetorischen System ausgeschlossenen, als weiblich klassifizierten Redeweisen (Geschwätz, Geschrei, Gesang, Lamentation, Körpersprache etc.) strategisch einzusetzen, um ihre vermeintlich »natürliche« Verknüpfung mit dem Weiblichen zu lösen und die Opposition von Sinnproduktion und Sinnentleerung durch Wiederholung zu unterlaufen.<sup>75</sup> Mit Blick auf die Geschichte weiblichen Sprechens hebt Irigaray *Mystik* und *Hysterie* als zwei Artikulationsweisen, in denen der Körper eine zentrale Rolle spielt, besonders hervor. Sofern ihnen in historischen Diskursen eine besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde, markierten sie jeweils Orte, an denen Frauen die Möglichkeit – z. T. auch öffentlich – zu sprechen, besaßen.<sup>76</sup> Auch wenn beide Artikulationsformen im Hinblick auf offizielle Redepolitiken und Aussageautoritäten als marginal bzw. pathologisch abgewertet wurden, bergen sie doch auf unterschiedliche Weise Ansätze zur Subversion der autoritären Redeinstanzen (Kirche, Justiz, Politik, Analytiker). So erstaunt es nicht, daß die Genderforschung in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zahlreiche Stu-

<sup>73</sup> Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, 78.

<sup>74</sup> Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf, »Helena oder: Die Rede eines stummen Bildes. Rhetorik und Geschlecht«, in: Katharina Baisch, Ines Kappert, Marianne Schuller, Elisabeth Strowick, Ortrud Gutjahr (Hg.), *Gender Revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*, Stuttgart, Weimar 2002, 289–306.

<sup>75</sup> Vgl. auch die Kontamination des politischen Diskurses, die Irigaray in den Redepraktiken der Frauenbewegung (der 1970er Jahre) am Werk sieht: »Ihr Wortergreifen macht die Zirkularität des »männlichen« Diskurses sichtbar; es demaskiert dessen Rituale und dessen Lücken.« Irigaray, *Ethik der sexuellen Differenz*, 162.

<sup>76</sup> Vgl. Irigaray, *Speculum*, 239–252.



dien zur Mystik wie auch zur Hysterie hervorgebracht hat, die, auch wenn sie mal stärker auf die Rekonstruktion historischer Spuren weiblichen Sprechens, mal eher auf theoretische Entwürfe einer anderen Sprachverwendung ausgerichtet sind, doch immer nach Möglichkeiten der Artikulation jenseits offiziell sanktionierter und institutionell geregelter Redepraktiken fragen.<sup>77</sup> Vor allem in den 1980er Jahren sahen sich Untersuchungen, die mit dem Weiblichen zugleich den Körper in kulturelle Diskurse und Repräsentationssysteme (wieder-)einzuschreiben versuchten, immer wieder dem Vorwurf ausgesetzt, sie beriefen sich auf ein vordiskursives Faktum (den weiblichen Körper) und reproduzierten damit Weiblichkeitsmythen ebenso wie die illusionäre Vorstellung von Sprache als Repräsentation einer vorsprachlichen Wirklichkeit. Hiergegen setzten sich besonders dezidiert Vertreterinnen des Dekonstruktiven Feminismus ab, die sich bemühten, jeden Verdacht einer Ontologisierung des Weiblichen auszuräumen, indem sie die Unhintergebarkeit der sprachlich-symbolischen Verfaßtheit der Kategorie ›Frau‹ oder ›Weiblichkeit‹ behaupteten: »Weiblichkeit ist keine ›natürliche‹ Kategorie, sondern eine rhetorische.«<sup>78</sup> In z. T. ausdrücklicher Anlehnung an Irigaray beansprucht der Dekonstruktive Feminismus, die Konstruktion von Weiblichkeit als Sprachfigur genau nachzeichnen und zeigen zu können, daß auch das männliche Subjekt als Effekt von metaphorischen Setzungen gelesen werden kann. Die in diesen Lektüren überall virulente Rede von der ›Rhetorizität‹ von Geschlecht ist jedoch an eine signifikante Verengung des Rhetorikbegriffs gebunden. Beschrieben wird beispielsweise das Zusammenspiel von Metapher und Metonymie, durch das Geschlechtsidentitäten gesetzt und zugleich unterlaufen werden, beschrieben werden die rhetorischen Figuren der Allegorie oder der Prosopopöa, die die Einsetzung eines Körpers bzw. eines Gesichtes als sprachlichen Akt fassen.<sup>79</sup> Nicht die Geschichte

<sup>77</sup> Zur Mystik vgl. die ausführlichen Literaturhinweise im Beitrag von Susanne Bürkle im vorliegenden Band, zur Hysterie vgl. etwa Regina Schaps, *Hysterie und Weiblichkeit. Wissenschaftsmythen über die Frau*, Frankfurt a.M. 1982; Christina von Braun, *Nicht ich: Logik, Lüge, Libido*, Frankfurt a.M. 1990; Claire Kahane, *Hysteria, Narrative, and the Figure of the Speaking Woman 1850–1915*, Baltimore 1995; Elisabeth Bronfen, *Das verknottete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, Berlin 1998; Silvia Kronberger, *Die unerhörten Töchter: Fräulein Else und Elektra und die gesellschaftliche Funktion der Hysterie*, Innsbruck u. a. 2002.

<sup>78</sup> Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹«, 441.

<sup>79</sup> Vgl. etwa Cynthia Chase, »Die witzige Metzgersfrau: Freud, Lacan und die Verwandlung von Widerstand in Theorie«, in: Vinken (Hg.), *Dekonstruktiver Feminismus*, 97–129, 121f.; Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹«, 437f.

oder das klassische System der Rhetorik werden hier aufgerufen, vielmehr basiert die Konjunktur der Rhetorik in diesem Kontext im wesentlichen auf dem Interesse an der Funktionsweise einiger rhetorischer Figuren. Gerade deren Herauslösung aus dem System der Rhetorik, so scheint es, ermöglicht ihren Einsatz in einer Weise, die die Systematizität von Diskursen in dem von Irigaray beschriebenen Sinne in Frage stellt. Mit Paul de Man, auf dessen »neue Rhetorik« sich viele dieser Lektüren ausdrücklich berufen,<sup>80</sup> teilen sie die Aufmerksamkeit für das dekonstruktive Potential der Sprache, das Sinnsetzungen unterläuft. Ähnlich wie de Man aber blenden sie vielfach die Frage nach politischer Handlungsmacht und rhetorischer Selbstbehauptung aus, die in der Geschichte der Rhetorik eine zentrale Rolle spielten. Die Privilegierung des literarischen Textes als besonders komplexer Schauplatz der De-Konstruktionen von Geschlecht ist zwar, sofern es sich um LiteraturwissenschaftlerInnen handelt, weder überraschend noch an sich problematisch. Bemerkenswert jedoch ist der Kurzschluß, der mehr oder weniger explizit zwischen Geschlechter-Rhetorik und Literatur hergestellt wird: »Weil die Geschlechter ›rhetorisch‹ verfaßt sind«, schreibt etwa Barbara Vinken im Vorwort des von ihr herausgegebenen Sammelbandes *Dekonstruktiver Feminismus*, »ist der Ort, an dem diese rhetorische Verfassung lesbar wird, der literarische Text.«<sup>81</sup> Diese Kausalverknüpfung aber erscheint zwingend nur vor dem Hintergrund eines Rhetorikverständnisses, das Rhetorik auf Belange der Stilistik und Poetik reduziert, wie es das europäische Denken seit dem 18. Jahrhundert geprägt hat. Obgleich Vinkens eigener Beitrag, der mit einer dekonstruktiven Lektüre Freuds einsetzt, selbst verschiedentlich dieser Reduktion auf den literarischen Text widerspricht, bleibt die Rede von dem politischen Potential der Dekonstruktion hier, wie in vielen anderen Beiträgen, die zumeist kanonische Texte männlicher Autoren einer dekonstruktiven Relektüre unterziehen, recht abstrakt. Wenn die Frage nach der »Rede der Frau« dahingehend beantwortet wird, ihr Ort sei in jedem Text »immer schon« mitgeschrieben als das, was die Geschlossenheit und Fixierung seiner Botschaft verhindert,<sup>82</sup> so ist das zwar im Hinblick auf die dekonstruktive Textlektüre überaus konsequent und einleuchtend, blendet jedoch Fragen nach unterschiedlichen Orten und Praktiken der

<sup>80</sup> Vgl. etwa Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹«, 438.

<sup>81</sup> Barbara Vinken, »Dekonstruktiver Feminismus – Eine Einleitung«, in: Vinken (Hg.), *Dekonstruktiver Feminismus*, 7–29, 19.

<sup>82</sup> Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹«, 440.

Rede in historischer und politischer Perspektive weitgehend aus. Je emphatischer Weiblichkeit als rhetorische Figur beschrieben wird, die Identität stiftet und zugleich durchkreuzt, umso deutlicher zeichnet sich die Kluft des Dekonstruktiven Feminismus zu solchen feministischen Projekten und Disziplinen ab, die die diskursiven Bedingungen weiblicher Wortergreifung untersuchen oder gar rhetorische Strategien für Frauen ausarbeiten. Denn während letztere darauf zielen, ein (weibliches) Subjekt in einem klassischen Sinne rhetorisch zu ermächtigen, impliziert die Rede von der Rhetorizität des Subjekts im Sinne Paul de Mans gerade die Destabilisierung und Entmachtung dieses Subjekts. Die Entlarvung der Rhetorizität von Identitätsfiguren wird dabei als subversive Geste dargestellt, die ihrerseits jede Komplizenschaft mit Identitätsbehauptungen vermeiden muß. Das Bemühen eines »frauenzentrierten Feminismus«, weibliche Rollenmodelle zu analysieren, aber auch zu entwerfen und durchzuspielen, wird mit dem Argument zurückgewiesen, hier werde unkritisch die Vorstellung reproduziert, es gäbe ein Subjekt des Feminismus, eben die Frauen, das lediglich in den Stand versetzt werden müsse, sich zu artikulieren.<sup>83</sup>

So berechtigt dieser Vorwurf angesichts bestimmter Ausprägungen feministischer Wissenschaft vor allem in den 1970er und 1980er Jahren, die auf die Rekonstruktion authentisch weiblicher Erfahrung abzielte, gewesen sein mag, so sehr verdeckt er doch andererseits die Nähe zu einem feministischen Projekt, dem es um weibliche Sprach- und Handlungsmacht und damit um eine gleichberechtigte Teilhabe an kulturellen Symbolisierungen geht. Daß dieses sich den Vorbehalt gegenüber einem repräsentativen Sprechen im Namen »der Frauen« sehr wohl auf produktive Weise zu eigen machen kann, hat etwa die Juristin Drucilla Cornell gezeigt, für die sich die Einsicht in die Figuralität des Weiblichen mit dem Appell zur performativen Refiguration verknüpft.<sup>84</sup> Zentral wird dieser Gedanke der Performativität von Identität in den Schriften Judith Butlers, die ihrerseits darauf besteht, daß die feministische Rede auf kein vordiskursives Faktum namens Frau oder Weiblichkeit zurückgreifen kann. Auch Butler beschreibt (Geschlechts-)Identität als diskursive Konstruktion, die über tradierte und durch ständige Wiederholung institutionalisierte kulturelle Bezeichnungspraktiken verfestigt werde. Dies erklärt ihre

<sup>83</sup> Vgl. Vinken, »Einleitung«, 21; Menke, »Verstellt – der Ort der ›Frau‹«, 437.

<sup>84</sup> Drucilla Cornell, »Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion«, in: Vinken (Hg.), Dekonstruktiver Feminismus, 279–316, 293, 313.

Realitätsmächtigkeit, läßt aber auch ihre potentielle Veränderbarkeit durch bestimmte subversive (parodistische) Akte erkennen, die durch verschobene Wiederholung und Resignifikation die scheinbar substantiellen und ontologischen Gegebenheiten transformieren können.<sup>85</sup> Metaphorische Sinnsetzungen werden, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht lediglich als rhetorische »entlarvt«, sie werden zugleich propagiert, um eine Identitätspolitik in Szene zu setzen, die nicht nur andere Bilder und Ideale zur Identifikation anbietet, sondern zugleich deren Rhetorizität zur Schau stellt. Butlers Aufmerksamkeit gilt dabei nicht vorrangig dem literarischen Text, obwohl sie gelegentlich auch literarische Strategien der Subversion von Kodes diskutiert. Was ihr Modell anschlussfähig macht sowohl für die dekonstruktive Gender-Forschung als auch für solche Ansätze, die eher nach der politischen und sozialen Handlungsfähigkeit (von Frauen) fragen,<sup>86</sup> ist die kultursemiotische Ausweitung der Perspektive auf Verfahren der Bedeutungskonstitution durch soziale Praktiken und kulturelle Symbole sowie auf Medien und Technologien der Macht. Butlers Theorem der Performativität, das auf linguistische Kategorien Bezug nimmt, deren Geltungsbereich jedoch in einer spezifisch kulturwissenschaftlichen Reformulierung erweitert, bietet sich an, um die zunehmend als unproduktiv empfundene Kluft zwischen eher theoretischen und eher empirischen Ansätzen zu schließen. Zudem demonstriert es, wie alte und neue Rhetorik auf neue Weise zusammengeführt werden können. Butler, die sich Ende der 70er Jahre in Heidelberg mit deutschem Idealismus beschäftigte und die heute in Berkeley am Department of Rhetoric lehrt, hat außerdem zur Annäherung unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen beigetragen, indem sie einen in der angelsächsischen Tradition beheimateten weiten Rhetorikbegriff auch für deutsche Diskussionskontexte produktiv werden ließ. Vor diesem Hintergrund erstaunt allerdings, daß Butler den Begriff der Rhetorik selbst kaum programmatisch in diesem Sinne profiliert.

<sup>85</sup> Dies ist der Tenor ihres auch in Deutschland sehr erfolgreichen Buches *Das Unbehagen der Geschlechter* (vgl. hier bes. Kap. I sowie die Nachschrift »Von der Parodie zur Politik«, 209–218). Wiederaufgegriffen und theoretisch weiterentwickelt wird diese These in Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a.M. 1997, z.B. 21–49.

<sup>86</sup> In der Literaturwissenschaft existierten beide Perspektiven nebeneinander, oft in ausdrücklicher Abgrenzung zueinander. Vgl. hierzu auch Doerte Bischoff, »Gender-Theorien. Neuere Deutsche Literatur«, in: Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten (Hg.), Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, Reimbek b. Hamburg 2002, 298–322, 302f.



Das Forschungsprojekt »Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit«,<sup>87</sup> in dessen Kontext die hier dokumentierte Tagung organisiert wurde, setzt genau hier ein. Zum einen untersucht es unter der Überschrift »Weibliche Rede« die Geschichte der weiblichen Wortergreifung und fragt nach den Rahmenbedingungen der Redeauftritte von Frauen in Vergangenheit und Gegenwart. Zum anderen richtet es den Blick auf die rhetorische Konstitution von Weiblichkeit im kulturellen Diskurs, der das jeweilige Auftreten oder Nicht-Auftreten von Frauen als Rednerinnen wesentlich bedingt und prägt. Beide Frageperspektiven, die sich lediglich heuristisch unterscheiden lassen, treffen sich in der diskursanalytischen Betrachtung der Rhetorik als System und Disziplin, die Frauen als Redesubjekte zwar ausgeschlossen, gleichwohl jedoch Weiblichkeit als Figur konstruiert und zum funktionalen Moment der eigenen rhetorischen Argumentation gemacht hat.<sup>88</sup> Exemplarisch sei hier nur an die weiblich konnotierten »Künste«, »Putzkunst« und »Kochkunst«, erinnert, im Bezug auf die Platon im *Gorgias* versucht, die Rhetorik als Scheinkunst zu diskreditieren. Gertrude Postl, die in einem Aufsatz über »Rhetorik und die gegenwärtige Geschlechterdebatte« ganz im Sinne des genannten Forschungsprojektes eine diskursanalytische Neuperspektivierung der Rhetorik fordert,<sup>89</sup> hat darauf hingewiesen, daß die Argumentation derjenigen, die versuchten, die Rhetorik zu diskreditieren, immer wieder auf Analogien zum Weibli-

<sup>87</sup> Vgl. Doerte Bischoff, Stephanie Kratz, Martina Wagner-Egelhaaf, »Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit«. Ein kulturwissenschaftliches Forschungsprojekt«, in: Mönich (Hg.), *Rhetorik zwischen Tradition und Innovation*, 25–34. Das Projekt wurde von April 1997 bis Dezember 1998 vom Ministerium für Schule, Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen und von Februar 1999 bis Februar 2001 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und war zunächst in Bochum, danach in Münster angedockt. An dieser Stelle sei Stephanie Kratz für ihre zweieinhalbjährige Mitarbeit und die Vorbereitung der Tagung herzlich gedankt, ebenso den beteiligten Hilfskräften Olaf Eigenbrodt, Svenja Flaßpöhler, Silke Ottemeyer, Claudia Röser und Annette Switala. Jan Christian Metzler gilt unser Dank für die sorgfältige redaktionelle Betreuung des Tagungsbandes; Julia Bodenburg und Katharina Grabbe haben das Literaturverzeichnis erstellt.

<sup>88</sup> Zur Zusammenführung von Rhetorik und Diskursanalyse vgl. Bischoff, Kratz, Wagner-Egelhaaf, »Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit«, 26, 33.

<sup>89</sup> Postl, »Rhetorik und die gegenwärtige Geschlechterdebatte«, 137–165, 145. Der Aufsatz trifft sich in manchen Thesen und Analyseergebnissen mit denen des Projekts. Allerdings bleiben Postls Ausführungen bei den Ansätzen der französischen Theoretikerinnen des Poststrukturalismus (bes. Irigaray) stehen und münden in ein engagiertes Plädoyer für ein »Ideal weiblicher Selbstbestimmung durch Sprache« (163). Dagegen ist für das Projekt »Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit« die Weiterentwicklung des Begriffs der Performativität durch Butler sowie deren kultursemiotische Perspektive zentral.

chen zurückgriffen und daß umgekehrt Weiblichkeit als das Rhetorisch-Scheinhafte schlechthin konstruiert worden sei. Beide finden ihre Analogie darin, daß sie »verführen, ihnen nicht zu trauen ist und sie sich in der Welt des Scheins verlieren«.<sup>90</sup> Diesem Befund läßt sich hinzufügen, daß auch innerhalb der rhetorischen Debatten, etwa in Lehrbüchern und programmatischen Reden der Antike, immer wieder die gute Rede vom »vorgetäuschte[n] Reiz der Weiblichkeit«<sup>91</sup> abgegrenzt wird. Dies läßt sich als möglicherweise vergeblicher Versuch interpretieren, die Rhetorik vor ihrem eigenen rhetorischen, will sagen: »weiblichen« Potential zu schützen. Anders gewendet: Rhetorik konstituiert sich als Schule subjektiver Redemacht auf der (verleugneten) Grundlage ihrer eigenen rhetorischen Konstruktion der Geschlechterdifferenz.

Daß die Analyse dieser verborgenen Geschlechterrhetorik in der Geschichte wie im System der Rhetorik die Anerkennung rhetorischer Kategorien im Hinblick auf aktuelle Repräsentationsweisen und Identitätsmotive keineswegs ausschließt, sondern gerade zu einer Neukontextualisierung des Rhetorischen herausfordert, zeigen die skizzierten Ansätze von Judith Butler und anderen. Gehen diese von Fragen der Repräsentation der Geschlechter aus, so weisen sie doch über eine feministische Perspektive hinaus, indem sie generell die strukturellen Bedingungen der Möglichkeit von Repräsentation – gerade auch im Hinblick auf die Konstruktion von Körperbildern – in den Blick rücken. Vor diesem Hintergrund sei abschließend noch einmal an das eingangs analysierte Frauen-Duell, die Fernsehbegegnung von Alice Schwarzer und Verona Feldbusch, erinnert. Hier wurden nicht nur verschiedene Weiblichkeitsbilder, sondern zugleich auf grundlegende Weise Möglichkeiten und Formen rhetorischer Selbstbehauptung in Szene gesetzt, wodurch eine kategoriale Unterscheidung von Repräsentation und Performanz unmöglich wurde. In der Konfrontation zeichneten sich die jeweiligen Grenzen der beiden so konträren Strategien, als Frau öffentlich aufzutreten und ein Publikum für sich zu gewinnen, ab. Dabei wurde zugleich deutlich, daß die zutage tretenden Aporien – greifbar etwa in dem problematischen Einsatz weiblicher Körperlichkeit wie in dem Anspruch, Frauen durch Fürsprache als politisches Kollektivsubjekt zu konstituieren – grundsätzliche Fragen aufwerfen, die das Verhältnis von Rhetorik und Subjektivität betreffen. Evident wurde,

<sup>90</sup> Postl, »Rhetorik und die gegenwärtige Geschlechterdebatte«, 140.

<sup>91</sup> Vgl. Quint. inst. V 12, 18f.: »effeminati sexus mendacium«; vgl. auch Quint. inst. X 7, 13; XI 1, 3.

daß Geschlecht und Körper des sich artikulierenden Subjekts weder irrelevant sind noch eine vordiskursive Größe darstellen, auf die sich die repräsentierende Rede beziehen könnte. Gerade wer als Frau öffentlich sprechen will, sieht sich auch heute noch mit dem Dilemma konfrontiert, daß der (geschlechtliche) Körper unweigerlich die Wahrnehmung und Beurteilung eines Redeauftritts mitbestimmt. Auch wenn dieser Umstand in der medialen Reflexion männlicher Redeauftritte ebenfalls eine Rolle spielt – man denke etwa an die Diskussion um Nixons mangelnden Appeal vor den TV-Kameras oder an die jüngste Kommentierung der Kravatten Stoibers und Schröders –, so betrifft er doch Frauen, deren Körper traditionell im Hinblick auf öffentliche Redeauftritte als gänzlich ungeeigneter kodiert war, immer noch in besonderem Maße. Zwar trifft man inzwischen selten auf ausdrückliche Diffamierungen, wie sie die öffentlichen Redeauftritte von politisch aktiven Frauen im 19. Jahrhundert begleiteteten, etwa wenn es in einer Zeitung hieß, »Frauen auf so hohem Pedestal zu sehen und mit so weithin tönender Stimme reden zu hören«, sei eine »dem deutschen Geschmack wenig zusagende Erscheinung«,<sup>92</sup> Und auch in der Kleiderwahl sind Frauen heute weniger eingeschränkt als noch vor gut 30 Jahren, als die SPD-Abgeordnete Lenelotte von Bothmer einen Skandal provozierte, weil sie es wagte, in Hosen im Deutschen Bundestag zu erscheinen. Dennoch haben gerade solche Auftritte und die reflexhaft durch sie provozierten Reaktionen gezeigt, daß die Vorstellung von einem idealen rhetorischen Subjekt, das allenfalls durch Gestik und Mimik das Gesagte bekräftigt, dessen Körper aber ansonsten gewissermaßen unsichtbar bleibt, an implizite Setzungen geknüpft ist. Eien neutralen Körper gibt es weder in Bezug auf denjenigen oder diejenige, der/die spricht, noch im Hinblick auf die soziale Gruppe oder Körperschaft, die sie/er repräsentiert. Beide, der vermeintlich »natürliche« wie der kollektive oder symbolische Körper sind vielmehr diskursiv erzeugt und damit nicht einfach Referenzgrößen, auf die sich der rhetorische Akt mehr oder weniger angemessen beziehen kann. Die weibliche Rede weist somit, indem sie Grenzen und Ausgrenzungen der traditionellen rhetorischen Institutionen und Ideale zum Vorschein bringt, auf die Rhetorizität von Körper und Geschlecht. Ihren Bedingungen und Erscheinungsformen in kulturgeschichtlicher Perspektive aufzuspüren, muß deshalb immer auch heißen, die jeweiligen Rhetoriken und diskursiven Bestimmungen von Weiblichkeit (und Männlichkeit) zu analysieren.

<sup>92</sup> National-Zeitung, 17. 10. 1865, hier zit. nach Gerhard, Unerhört, 80f.

Die Sektionen der Tagung, die im vorliegenden Band als systematische Gruppierungen der Beiträge beibehalten wurden, reflektieren die theoretisch-methodischen Leitlinien des Projekts »Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit«. Sektion I rückt unter der Überschrift *Rhetorik – Macht – Bildung* die Tatsache in den Blick, daß sich mit Theorie und Praxis der antiken Rhetorik eine einflußreiche Macht des Wissens etabliert, die Regeln für die Sprachmächtigkeit und Politikfähigkeit des abendländischen Subjekts vorgibt. Während der Beitrag von **Andrea Lunsford** dafür plädiert, nicht lediglich die rhetorische Gleichberechtigung der Frau einzufordern, sondern in diesem Zuge die Rhetorik selbst feministisch umzudefinieren, stellen **Henriette Harich-Schwarzbauer**, **Susanne Bürkle** und **Christine Künzel** am Beispiel dreier Frauen, die in verschiedenen historischen Epochen – Antike (Hypatia von Alexandria), Mittelalter (Margareta Ebner), Neuzeit (vergewaltigte Frauen vor Gericht) – »sprechen mußten oder wollten, dar, in welcher Weise unter den jeweils herrschenden Diskursregeln die weibliche Redeposition eine problematische ist und immer Gefahr läuft, nicht gehört zu werden, der drohenden männlichen Übermächtigkeit jedoch nur teilweise Strategien entgegenzusetzen kann. Die II. Sektion *Figur(ation)en weiblicher Rede* sucht historische, mythologische und literarische Figuren auf, die im kulturellen Bewußtsein durch eine spezifische Art und Weise des Sprechens präsent sind und fragt nach dem Verhältnis dieses Sprechens zu ihrer kulturell kodierten Weiblichkeit. In Anbetracht der Tatsache, daß »Figur« auch ein zentraler rhetorischer Begriff ist, können die von **Bettine Menke** (Echo, Fama), **Marie-Theres Wacker** (Prophetinnen), **Annette Keck** (Hetären) und **Helga Kotthoff** (Klageweiber) präsentierten Frauen-Figuren im Rahmen einer »Rhetorik der Kultur« als Figuren gelesen werden, die Redekonstellationen zwischen den Geschlechtern produzieren und reflektieren. Mit *Actio – Stimme – Körper* ist die III. Sektion überschrieben, die sich vor dem Hintergrund der rhetorischen *actio*-Lehre mit der Performativität weiblicher Redeauftritte auseinandersetzt. Während **Elisabeth Strowick Quintilians** Ausführungen zur *actio* als Schauplatz des geschlechtlichen Körpers liest, der sich mit dem »anderen« Schauplatz des Unbewußten in der Psychoanalyse kurzschließen läßt, verfolgt **Barbara Krug-Richter** den Topos von der weiblichen Geschwätzigkeit und die Spuren einer sich von ihm beschreibenden Geschlechtsspezifität des Geredes in ländlichen Quellen der Frühen Neuzeit. Am Beispiel der mythologischen Figur **Philomele** und ihrer literarischen Rezeption im 18. Jahrhundert zeigt **Doerte Bischoff**, inwiefern die Idealisierung der weiblichen Stimme den Ausschluß

der Frauen von Positionen rednerischer Selbstkonstitution lediglich ver-schiebt. Die verleugnete diskursive Gewalt läßt sich jedoch in Nachtigallenfiguren, die an den Stimmverlust Philomelas erinnern und eine weibliche, subversive *actio* ins Spiel bringen, entziffern. **Brigitte Mral** wendet sich den Redeauftritten gegenwärtiger schwedischer Politikerinnen zu und kann aufzeigen, wie sich deren Erfolg auf selbstbewußt eingesetzte rhetorische Strategien gründet, die sich von der herkömmlichen Selbstdarstellungspraxis ihrer männlichen Kollegen wesentlich unterscheiden. »*Repräsentation*« lautet die Überschrift der IV. Sektion, die den impliziten Zusammenhang von politischer Repräsentation i. S. von Stellvertretung und symbolischer Repräsentation in den Blick nimmt. **Anna Marx** untersucht empfindsame Briefromane daraufhin, wie sie die Abkehr vom rhetorischen Paradigma betreiben und Authentizität über eine neue Rhetorik der Geschlechterdifferenz inszenieren. Daß Repräsentation im Bild des Königs/der Königin in ihrer doppelten Bedeutung zu einer Destabilisierung der Geschlechtsidentitäten führt, macht der Beitrag von **Claudia Breger** deutlich, während **Katharina Sykora** die Gefährdung einer stabilen Geschlechterdifferenz aufzeigt, wenn im bewegten Medium des Films stillgestellte Weiblichkeitsbilder ihre insistierende, subversive Rhetorik entfalten. Last but not at all least führt **Elisabeth Bronfen** vor, daß die kulturelle Repräsentation von Weiblichkeit keineswegs dazu führen muß, Frauen als ohnmächtige Spiegelbilder männlichen Begehrens stillzustellen. Den erstarrten Musen stehen vielmehr im kulturellen Archiv eine Anzahl von weiblichen Figuren gegenüber, denen gerade das Wissen um die Wirkungskraft des kulturellen Kodes eine helllichtige Selbst-Mächtigkeit verleiht.

## I.

## Rhetorik – Macht – Bildung

## Einführung

Die Überschrift der ersten Tagungssektion stellt drei durchaus schwerwichtige Begriffe nebeneinander, die eine enge Wechselbeziehung zu den-ken geben: ›Wortmächtigkeit‹ bedeutet immer auch gesellschaftliche Macht. Auch wenn es zweifellos unterschiedliche rhetorische Begabungen gibt, ist die ›Gabe der Rede‹ keine Gabe der Natur, sondern zu einem großen Teil das Ergebnis von Bildungsvoraussetzungen, -institutionen und -prozessen. Es ist kein Zufall, daß sich die Rhetorik als Theorie und praktische Redeschulung in engem Zusammenhang mit der Entstehung der attischen Demokratie ausgebildet hat. Politik wurde in Griechenland und Rom und wird heute noch nicht zuletzt mit den Mitteln der Rhetorik gemacht und kommuniziert, auch wenn sich diese im Zeitalter der Medien – dies betrifft vor allem ihre technischen Voraussetzungen – verändert haben. Doch gilt immer noch: Wer seine Stimme erhebt oder abgibt, wer ›etwas zu sagen hat‹ ist ein politisches Subjekt. Und zu fragen ist, ob Subjektivität ohne ihr politisches Auftreten – nicht zufällig ist im höfischen Zeitalter auch von ›Privat-Politik‹ die Rede – überhaupt denkbar ist. Wie ›mächtig‹ die Rhetorik im Hinblick auf die Konstitution des abendländischen Subjekts gewesen ist, wird an ihrem inhärenten ethischen Impuls deutlich, den sie bereits mit Isokrates (436–338 v. Chr.) erhält. Die Vorstellung, daß der *orator perfectus* ein *vir bonus* zu sein habe, d. h. eine sittlich-moralisch gebildete Persönlichkeit, durchzieht die antike Rhetorikauffassung, die gerade aus ihrem ethischen Selbstverständnis politische Machtansprüche ableitete. So ist etwa bei Quintilian zu lesen:

Dem vollkommenen Redner aber gilt unsere Unterweisung in dem Sinne jener Forderung, daß nur ein wirklich guter Mann ein Redner sein kann; und deshalb fordern wir nicht nur hervorragende Redegabe in ihm, sondern alle Mannestugenden. Denn ich möchte nicht zugeben, die Rechenschaft über rechtes, ehrbares Leben sei, wie einige gemeint haben, der Zuständigkeit der Philosophen zuzuweisen, da jener Mann von echtem Bürgersinn und Eignung für die gemeinsamen und persönlichen Verwaltungsaufgaben, der die Städte durch sein Wort im Rat lenken, durch die Gesetzgebung begründen, durch seine Entscheidungen vor Gericht verbessern kann, wahrhaftig niemand sonst sein kann als der Redner.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Quint. inst. I Prooemium 9–10; zit. n. Marcus Fabius Quintilianus, Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher, hg. u. übers. v. Helmut Rahn, 1. Teil: Buch I–VI, Darmstadt<sup>3</sup> 1995, 7/9.

Da das primäre Medium der Rhetorik, die Sprache, sich nicht nur auf die mündliche Rede bezieht, sondern ebenso schriftlich niedergelegte Texte betrifft, erstreckt sich der Einflußbereich der *ars rhetorica* auf den gesamten Bereich des Wissens und der Bildung, der durch Schriftlichkeit und Mündlichkeit gleichermaßen geprägt ist. Im Mittelalter sind in diesem Zusammenhang die Bereiche der Predigt und der sog. *ars dictaminis*, der Briefkunst, zu nennen. Quintilian und Cicero gerieten in Vergessenheit, gleichwohl blieb rhetorisches Wissen vermittelt über Augustinus und die Enzyklopädisten präsent. »Nachdem man die Schriften Ciceros (1421) und Quintilians (1416) wiedergefunden und damit ein breites Fundament wieder zur Verfügung hatte, avancierte die Rhetorik schnell zu beherrschender Bildungsmacht«, schreibt Clemens Ottmers in seiner Einführung in die Rhetorik, und: »Rhetorik war die unabdingbare Voraussetzung und zugleich die Vollendung jeder Bildungsanstrengung [...]«. <sup>2</sup> Auch nach dem sog. »Ende der Rhetorik« im 18. Jahrhundert, <sup>3</sup> als vor dem Hintergrund von Empfindsamkeit und Genieästhetik das schematische Regelwerk der *ars rhetorica* nicht mehr zeitgemäß erschien und statt dessen »Natürlichkeit« und »Authentizität« hoch im Kurs standen, prägte rhetorisches Denken weiterhin den Deutschunterricht an den Gymnasien, wenn gleich in den einzelnen deutschen Staaten in unterschiedlichem Ausmaß. »Ein Volk, das nicht reden kann, kann auch nicht handeln. Rede ist Handlung, ist die Mutter derselben bei Anderen. Zum Reden muß man erzogen werden. Dies führt auf den Unterricht in unsern höheren Schulen.« heißt es in den Verhandlungen der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha 1840. <sup>4</sup> Die Schulung der Redemächtigkeit am Vorbild der klassischen Größen Caesar und Cicero, aber auch deutscher Geistesheroen wie Goethe und Schiller <sup>5</sup> geht mit poetischer und stilistischer Unterweisung einher. Selbst als die systematisch und auf überzeitliche Sprachbeherrschung angelegte Rhetorik im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in den gymnasialen Lehrplänen durch das Paradigma der Literaturgeschichte abgelöst wurde, blieben Poetik und Stil-

2 Clemens Ottmers, Rhetorik, Stuttgart, Weimar 1996, 4.

3 Vgl. Manfred Fuhrmann, Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert, Konstanz 1983.

4 Zit. n. Georg Jäger, »Der Deutschunterricht auf Gymnasien 1780 bis 1850«, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), Rhetorik, Bd. II: Wirkungsgeschichte der Rhetorik, Darmstadt 1991, 221–241, 222f.

5 Vgl. Jäger, »Der Deutschunterricht«, 225f.

stik als Schwundstufen der Rhetorik weiterhin wirksam. <sup>6</sup> Und wenn sie am Ende des Jahrhunderts nicht mehr systematisch gelehrt wurden, wie Jäger darstellt, so bleibt der »textimmanente Ausgang mittels metrischer, rhetorischer und poetischer Kategorien [...] bis mindestens zur Jahrhundertwende davon unberührt.« <sup>7</sup> In welcher Weise die rhetorische Bildung an der Konstitution bürgerlicher politischer Subjektivität beteiligt war, zeigt sich insbesondere an der im gymnasialen Deutschunterricht geübten Aufsatzziehung. Ziele die Aufsatzlehre, in der die rhetorischen Arbeitsschritte der *inventio* und der *dispositio* weiter lebten, auf die aktive Sprachbeherrschung durch die Schüler, wird an den Themen der Abituraufsätze deutlich, wie qua Sprachübung politisches Denken gefördert wurde. So wurde den Abiturienten in Stargard im Jahr 1800 folgendes Aufsatzthema gestellt: »Warum ist in unseren Zeiten die Beredsamkeit nicht so blühend als ehemals?« Eine Schülerantwort: »Man kann sich die Ursachen davon erklären, wenn man in ihre Staatsverfassung einen genauen Blick geworfen hat. Griechenlands und Roms goldene Freyheit war der Boden, auf welchem jene herrlichen Früchte zur Reife gediehen.« <sup>8</sup> Und: »als wegen der demokratischen Regierungsform«, während nunmehr »die meisten Reiche unter Monarchen ständen, wo das Volk nur Gesetze annehmen und befolgen kann, aber nie selbst eigne Vorschriften machen darf.« <sup>9</sup> Nicht nur politisches Denken wird in der Sprach- und Ausdrucksübung des Aufsatzschreibens geschult, auch die Modellierung des Subjekts findet hier statt, wie die folgenden Aufsatzthemen deutlich machen: »Über den sittlichen Wert des Schauspiels auf [sic] den Jüngling« (Züllichau 1806) oder »Warum ist es nicht ratsam, viele Romane zu lesen?« (Aschersleben 1794). Es wird also deutlich, welche Macht gerade den Institutionen der Bildung im Hinblick auf die Formierung der politischen Funktionsträger und Macht-Haber zukommt, eine Macht, die sowohl die öffentliche als auch die private Person umfaßt, ja die unauf lösliche Durchdringung beider betreibt.

Quintilian spricht in der oben zitierten Passage vom »Mann« (>vir<) und den »Mannestugenden« (>animi virtutes<); über den sittlichen Wert des Schauspiels »auf den »Jüngling« mußten sich die Züllichauer Abiturienten

6 Als »Schwundstufen« der Rhetorik können sie deshalb bezeichnet werden, weil den Kern der Stilistik die *elocutio* bildet und die Figuren- und Tropenlehre auch die Grundlage der Poetik darstellt; vgl. Jäger, »Der Deutschunterricht«, 238.

7 Jäger, »Der Deutschunterricht«, 241.

8 Zit. n. Jäger, »Der Deutschunterricht«, 233.

9 Zit. n. Jäger, »Der Deutschunterricht«, 233f.

im Jahr 1806 den Kopf zerbrechen – Hinweise darauf, daß die Adressaten der rhetorischen Bildung, in der Antike wie in der Neuzeit bis weit ins bürgerliche Zeitalter hinein, männlichen Geschlechts waren. Und tatsächlich waren es im Jahr 1806 Jünglinge, die sich in Züllichau über den sittlichen Wert des Schauspiels auf den Jüngling Gedanken machen mußten, denn in Deutschland wurde es Frauen erstmals 1893 ermöglicht, in vollem Maße an der humanistischen Gymnasialausbildung zu partizipieren und das deutsche Abitur abzulegen. Zuvor hatten sie bestenfalls die Möglichkeit, sich in »Realkursen für Frauen« auf die schweizerische Abiturprüfung vorzubereiten.<sup>10</sup> Zum Universitätsstudium wurden Frauen in Deutschland erst im Jahr 1908 zugelassen, das Recht zur Habilitation wurde ihnen 1920 zugestanden.<sup>11</sup> Obwohl in den meisten Staaten des Deutschen Bundes seit Beginn des 19. Jahrhunderts die allgemeine Schulpflicht auch für Mädchen galt, sah die Bildungspraxis insbesondere für letztere weniger günstig aus, weil lediglich ein dreijähriger Schulbesuch verbindlich war und an den neuen humanistischen Gymnasien nur die männliche Jugend zugelassen wurde. Eine höhere Schulbildung für Mädchen boten nur die sog. höheren Töchterschulen privater Träger. Aber auch dort erhielten die Mädchen eine andere Ausbildung als die männlichen Schüler an den staatlichen Gymnasien. Da allgemein die Auffassung von der grundsätzlichen Wesensverschiedenheit von Mann und Frau bestand, die auch von den ersten Frauenrechtlerinnen geteilt wurde, hielt man es für angebracht, die höheren Töchter bevorzugt in den Fächern Religion und Deutsch, in französischer und englischer Konversation, im Klavierspiel, in Gesang und Handarbeiten zu unterrichten.<sup>12</sup> Auch

<sup>10</sup> Vgl. Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reimbeck bei Hamburg 1990, 155. Zur weiblichen Bildungsgeschichte vgl. das umfassende Handbuch von Elke Kleinau und Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 2 Bde., Frankfurt a. M., New York 1996.

<sup>11</sup> Vgl. Gerhard, Unerhört, 138, 158. Bea Lundt beschreibt die Entstehung der Universität als einen Zusammenschluss von lehrenden und lernenden Männern, der Frauen systematisch ausschloss; vgl. B. L., »Zur Entstehung der Universität als Männerwelt«, in: Kleinau/Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung, Bd. I: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, 103–118, 104. Rhetorik wurde an den Universitäten seit dem Mittelalter im Rahmen des sog. *Trivium*s gleichsam als Propädeutikum und damit als Grundlagenwissenschaft gelehrt.

<sup>12</sup> Auch der erste (und gescheiterte) Versuch einer Hochschule für Frauen, der 1850 in Hamburg unternommen wurde, sah für die Studentinnen eine primär praxisbezogene Wissensvermittlung vor; vgl. Elke Kleinau, »Ein (hochschul-)praktischer Versuch. Die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg«, in: Kleinau, Opitz (Hg.), Ge-

wenn in diesem bürgerlichen Fächerkanon der Mädchenerziehung sprachliche Fertigkeiten durchaus eine prominente Rolle spielten, so waren sie doch nicht dafür gedacht, der Frau eine eigene Stimme zu verleihen. Vielmehr war weibliche Bildung im bürgerlichen Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts ein Kapital des Mannes. Entsprechend heißt es in einer Denkschrift, die 1872 auf einer Versammlung von Mädchenschullehrern in Weimar verabschiedet wurde:

Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühles für dieselben zur Seite stehe.<sup>13</sup>

Selbst auf den höheren Mädchenschulen durften Frauen als Lehrerinnen zunächst nur in den unteren und mittleren Klassen unterrichten. Erst ganz allmählich gelang es Frauen gegen großen Widerstand und massive öffentliche Polemik, ihre Bildung und Erziehung selbst in die Hand zu nehmen. Ute Gerhard resümiert: »Gemäß dem Wahlspruch des Bürgertums »Wissen ist Macht« war der Kampf um Bildung offenbar ein Kampf um Macht, anders sind die Widerstände und übertriebenen Reaktionen auf die bürgerlich-liberalen Forderungen der Frauen überhaupt nicht zu verstehen.«<sup>14</sup>

Der Sektionstitel »Rhetorik – Macht – Bildung« läßt sich, führt man sich die Bildungsgeschichte der Rhetorik vor Augen, also auch (syntaktisch) als »Rhetorik macht Bildung« lesen. Gilt umgekehrt auch »Bildung macht Rhetorik«? Zweifellos, denn die Rhetorik ist nicht das einmal grundgelegte ahistorische Paradigma, sondern sie wird selbst im Verlauf ihrer Wirkungsgeschichte, gerade in der Art und Weise, wie in den Bildungsinstitutionen auf sie als Basisdisziplin referiert wird, als eben diese Basisdisziplin immer neu konstituiert und fortgeschrieben. Das heißt nichts anderes, als daß die Rhetorik von ihrem (hypothetischen) allerersten Augenblick an und in jeder Form ihres Auftretens, sei es als rednerisches Ereignis, als Textzeugnis oder auch als rhetorische Lehrschrift, Diskurs und damit hintergeh- und analysierbar ist. Rhetorik ist ebenso sehr etwas Gemachtes

schichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. II: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, 66–82, 71. Vgl. Gerhard, Unerhört, 138–148.

<sup>13</sup> Zit. n. Gerhard, Unerhört, 140.

<sup>14</sup> Gerhard, Unerhört, 140.



wie das Bildungsprogramm, das sie vorschreibt und wie die politische und gesellschaftliche Macht, die sie installiert. Es ist das Verdienst der ›neuen‹ sich von der Dekonstruktion herschreibenden Rhetorik, die sich u. a. mit dem Namen Paul de Man verbindet, das Instrumentarium der ›alten‹, d. h. der instrumentellen Rhetorik im Hinblick auf ihren Setzungscharakter transparent gemacht zu haben. So hat de Man beispielsweise immer wieder argumentiert, daß der Einsatz einer rhetorischen Figur die Einsetzung selbst figuriert und eben dadurch darauf aufmerksam macht, daß das rhetorisch Gesetzte gesetzt werden *muß*, also gerade nicht selbstverständlich gegeben oder ›natürlich‹ ist.<sup>15</sup> Dies bedeutet, daß dem diskurs- und rhetorikkritischen Blick die Rhetorik als System und Disziplin selbst zum Analysegegenstand wird, daß ihre disziplinären Aus- und Ein-schlüsse als rhetorische Setzungen erscheinen, die politische und kulturelle Wirkmacht erlangen. Während also die ›alte‹ Rhetorik in den rhetorischen Figuren nur ein Stilmittel sah, ein Instrument zur Übermittlung außersprachlicher Gegebenheiten oder Gedanken, sieht die ›neue‹ Rhetorik die konstitutive Sprachlichkeit jeglicher kultureller Erscheinung, ihre ›Rhetorizität‹, die im Hinblick auf ihre Bildungsgesetze und Wirkmechanismen kritisch zu befragen ist. In diesem Sinne sind Subjekte nicht nur mehr oder weniger versterkte Beherrscher oder Anwender rhetorischer Fähigkeiten und Taktiken, sondern sie sind selbst – und die obigen Ausführungen über die rhetorische Bildungsmacht unterstützen dieses Argument – rhetorisch konstituiert. In letzter Konsequenz bedeutet dies auch, daß die Unterscheidung von männlichen und weiblichen Subjekten, von Männern und Frauen, wie sie nicht nur in den zitierten Textstellen von Quintilian und der Weimarer Mädchenschullehrer selbstverständlich vorgenommen wird, immer schon eine wirkmächtige rhetorische Operation darstellt, die mit Judith Butler als performativer Akt gelesen werden kann. In der Perspektive Butlers, die nicht zufälligerweise an einem Rhetorik-Department lehrt, ist die Differenz der Geschlechter nichts anderes als ein rhetorisch-performativer Effekt wiederholter Gesten und Akte.<sup>16</sup> Diese schließen nicht nur sprachliche Gesten und Akte mit ein, sondern sind insofern immer schon rhetorisch, als ihre Figuratvität und ihr Dar-

15 Vgl. etwa Paul de Man, »Autobiographie als Maskenspiel«, in: ders., Die Ideologie des Ästhetischen, hg. v. Christoph Menke, Frankfurt a. M. 1983, 131–145, 145: »In dem Maße, in dem die Sprache eine Figur (oder Metapher oder Prosopopöie) darstellt, ist sie in der Tat nicht der Gegenstand selbst, sondern seine Repräsentation, das Bild des Ding-  
es, und als solche ist sie still und stumm, so stumm, wie Bilder eben sind.«

16 Vgl. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, 190ff.

stellungscharakter in den Blickpunkt der diskurskritischen Aufmerksamkeit treten.

Vor diesem Hintergrund sind die Beiträge der Sektion »Rhetorik – Macht – Bildung« zu verstehen. Andrea Lunsford, eine wichtige Impulsgeberin für das Projekt einer feministischen Relektüre der rhetorischen Tradition in den Vereinigten Staaten,<sup>17</sup> legt den Finger auf die historische Bedingtheit und damit die Veränderbarkeit der Rhetorik, wenn sie darauf aufmerksam macht, daß das traditionelle Nichtverhältnis von Rhetorik und Feminismus durch eine kaleidoskopische Drehung aufzuheben sei. Befragt und revidiert werden müssen Lunsford zufolge die überlieferten Selbstbeschreibungen der Rhetorik, die sich in einer Allianz mit feministischen Zielsetzungen von einer antagonistischen hin zu einer invitatorischen Disziplin entwickeln könne, zu einer Disziplin, der es nicht länger darum gehe, den ›Gegner‹ zu überzeugen und Gruppen auszuschließen, für die vielmehr Integration und Einladung zum Gespräch Priorität habe. »[T]o sort things into a different order«<sup>18</sup> lautet das engagierte Credo, das nicht nur dazu auffordert, die traditionellen Gegenstandsbereiche der Rhetorik selbstbewußt und spielerisch zu erweitern, etwa die Rhetorik von Tagebüchern, Briefen, Kochbüchern etc. einzuschließen, sondern das auch eine Einladung zur feministisch-unorthodoxen Mitarbeit am Projekt der Rhetorik darstellt. Während der Beitrag von Andrea Lunsford also die Rhetorik der Rhetorik kritisch befragt und zu revidieren unternimmt, fokussieren die drei folgenden Aufsätze den prekären Status weiblicher Rede im kulturellen Diskurszusammenhang. Es wird deutlich, daß in der Rhetorik traditioneller Bildungs-Macht Weiblichkeit und weibliche Wortergreifung zum Problem werden. Henriette Harich-Schwarzbauer widmet sich der Philosophin Hypatia von Alexandria (370–415), der sie ein Wissen um die Marginalisierung der weiblichen Rede und antizipatorischen Weiblick unterstellt, wo es darum geht, der Stimme der Frau in einer männlichen Überlieferung Gehör zu verschaffen. Die *Offenbarungen* der mittelalterlichen Mystikerin Margareta Ebner (um 1291–1351) inszenieren ein Konzept hybrider Autorschaft zwischen Autobiographie und Hagiographie. Die Weiblichkeit der Schreibenden, die zugleich Beschriebene ist, wird, so führt Susanne Bürkle aus, über das Paradigma des Körpers konstruiert. Indem sich das Körperbild der schreibenden Nonne an der *Imago Christi* orientiert, geraten Geschlechterdifferenzen ins Oszillieren

17 Vgl. Andrea Lunsford (Hg.), *Reclaiming Rhetorica*, Pittsburgh 1995.

18 Vgl. Lunsford, »Feminism and Rhetoric: Possible Alliances«, in diesem Band S. 51–60.



und offenbaren so ihren Konstruktcharakter. Die Problematik weiblicher Zeugenschaft, insbesondere in Vergewaltigungsfällen, dem »geschlechtspezifischsten aller Verbrechen«<sup>19</sup> diskutiert Christine Künzel, indem sie zeigt, daß vor Gericht das Wort der Frau anders gewertet wird als das des Mannes. Der Gerichtssaal stellt einen prominenten Ort rhetorischer Performanz dar; die Gerichtsrede, das *genus iudiciale*, gehört bekanntlich neben dem *genus deliberativum*, der politischen Volks- oder Staatsrede, und dem *genus demonstrativum*, der Festrede, zu den drei klassischen Redegattungen der rhetorischen Schultradition. Doch gerade da, wo es darum geht, die »Wahrheit« herauszufinden, erweist die überlieferte Skepsis gegenüber dem weiblichen Wort, die sich in den Topoi weiblicher Geschwätzigkeit und Lügenhaftigkeit niederschlägt, ihre andauernde kulturelle Wirkungs-Macht.